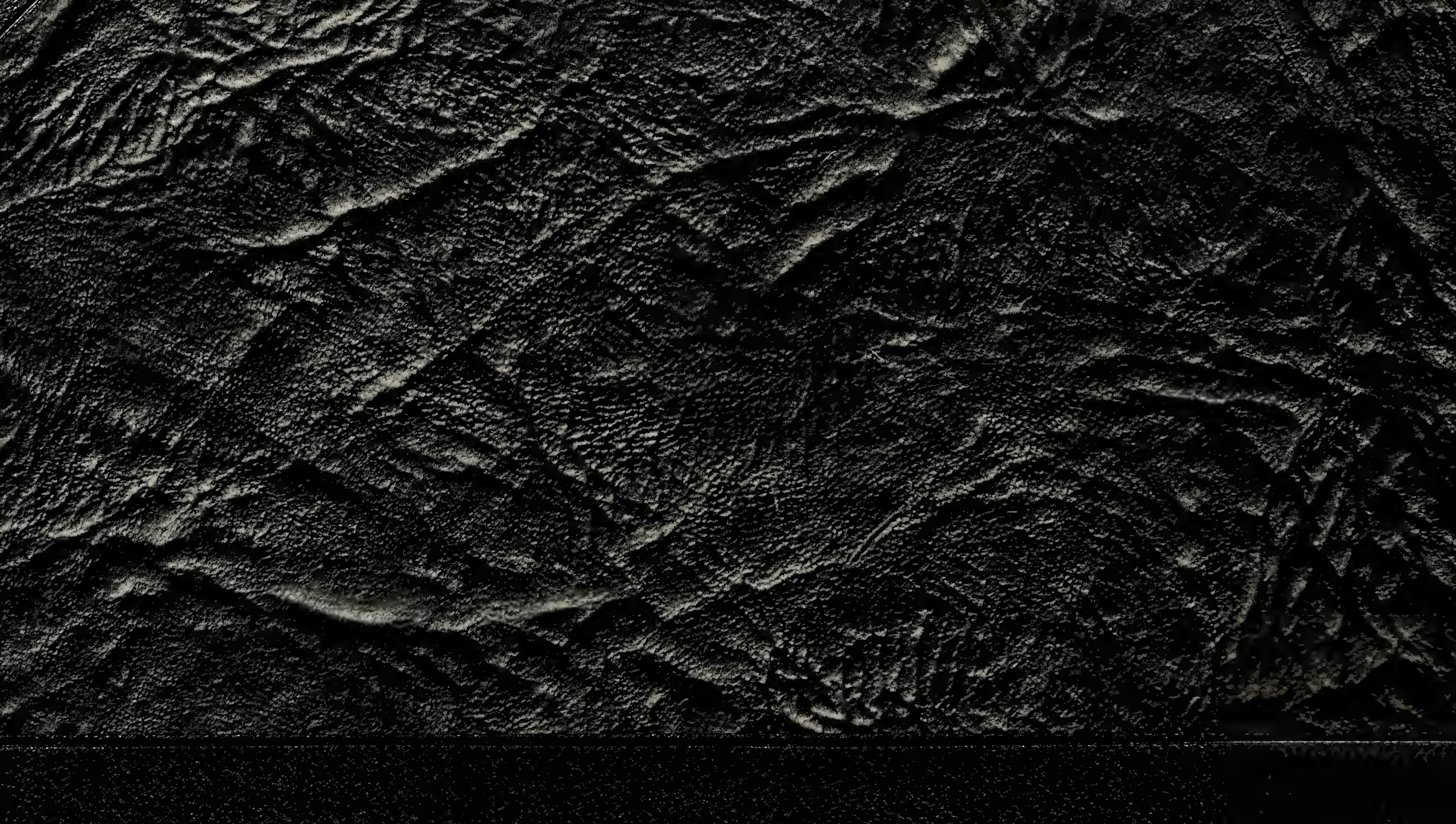

3.25.14.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BT 10 .F87 v.2:2

F ur Gottes Wort und Luther
Lehr

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/furgotteswortund29unse

Für Gottes Wort und Luthers Lehr!

Biblische Volksbücher, herausgegeben von Lic. theol. Dr. phil. **Johann Rump**, Pfarrer in Bremen-Seehausen.

Reihe II. Heft 9.

Heilige Stätten

im Lande der Bibel

als Gottes Zeugen
in Geschichte und Gegenwart gewürdigt

von

Lic. theol. Dr. phil. Julius Boehmer,

Pfarrer in Raben bei Wiesenburg (Bez. Potsdam), Mitglied des deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes in Jerusalem.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1909.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung 5
1. Emmaus 9
2. Die Wüste 18
3. Anathoth 30
4. Silo 39
5. Sichem 48
6. Samaria 61
7. Nazareth 72
8. Der Tabor 85
9. Der Genezareth-See 94
10. Caesarea Philippi 120
11. Der Jordan 129
12. Jericho 140

Vorbemerkung.

So oft auch Luther in seinen Schriften betont, daß das Wort „heilig" nur von den Lebendigen, nicht aber von den Toten, die erst als solche in der Papstkirche zu Heiligen erhoben werden, im Gebrauch sei (z. B. Erl. Ausg. Bd. 8, 36; 49, 223; 50, 248), so hat er doch auf der anderen Seite selbstverständlich auch sehr wohl gewußt, daß der Sprachgebrauch der Heiligen Schrift von heiligen Stätten (1. Mos. 28, 17), von heiligem Lande (2. Mos. 3, 5), von heiligen Tagen (2. Mos. 12, 16), von der heiligen Gotteswohnung (2. Mos. 15, 13), von heiligen Kleidern (2. Mos. 28, 2), von heiligen Festen (3. Mos. 23, 4), von heiligen Geräten (4. Mos. 31, 6), von einem heiligen Berge (Ps. 2, 6), vom heiligen Tempel (Ps. 5, 8), vom heiligen Sinai (Ps. 68, 18), von einem heiligen Wort (Ps. 105, 42), von einem heiligen Weg (Jes. 35, 8), von der Heiligen Stadt (Jes. 48, 2; 52, 1; Dan. 9, 24; 1. Makk. 2, 7; 2. Makk. 1, 12; Matth. 4, 5; 27, 35; Offb. 11, 2; 21, 2; 22, 11), von dem Heiligen Lande (Sach. 2, 16; 2. Makk. 1, 7) usw. nur allzuhäufig redet. Ja er hat diesen Umstand sogar selber nicht minder stark als den zuerst angeführten betont und ist wiederholt auf die Frage zu sprechen gekommen, wodurch eigentlich geographische Örtlichkeiten zu heiligen werden. Die bedeutsamsten Stellen, die hierfür in Betracht kommen, stehen Erl. Ausg. Bd. 35, 65 f. 95. 129 f.

Alle diese Stellen finden sich als Auslegung von 2. Mos. 3, 5 (zu „ein heilig Land") und in Erinnerung an diese Stelle auch noch in der Auslegung von 2. Mos. 7, 1 (Mose wird zum Gott

über Pharao gesetzt; vgl. 2. Mos. 4, 16). Sie stehen in den Predigten, die Luther in den Jahren 1524—1526, also auf der Höhe seiner Wirksamkeit, in Wittenberg gehalten hat.

Was sagt nun Luther hier zur Beantwortung der Frage, inwiefern Orte heilig genannt werden dürfen?

„Woher ist die Stätte heilig? Heilig wird sie daher genannt, nicht daß sie mit Öle gesalbet und geschmieret wäre, sondern daß Gott sich allda dem Mose offenbaret und mit ihm redet. Gottes Wort ist daselbst: darum so muß auch das Volk, so da wohnet, heilig sein .... Denn wo Gottes Wort hinkömmet, da höret und siehet man heilige Ding: denn das Wort ist heilig und machet heilige Leute. Darum, wo das Wort hin erschallet, da ist eine heilige Statt" (Bd. 35, 65).

„Also (d. h. ebenso) nennet der Patriarch Jacob Bethel auch eine heilige Stätte. Denn er sahe daselbst im Traum die Leiter, so vom Himmel auf die Erden reichet, und Gott oben auf der Leiter stünde, und die Engel darauf vom Himmel auf die Erden stiegen. Gott redet da mit ihm, der Himmel war da offen.

Dergleichen wird Hierusalem auch eine heilig Stadt genennet; denn da war der Tempel, das Gesetze, der Propheten Lehre und Verheißung von Christo. Wie denn noch alle unsere Kirchen auch heilig sind darum, daß Gottes Wort darinne geprediget und die Sacrament gereicht werden" (35, 66).

„Aber wie gehet's nu Mosi? Wie er nu hin will und sehen, wie dieser Busch brennet und nicht verzehret wird, da saget Gott zu Mose: tritt nicht herzu, zeuch vor deine Schuhe aus; denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heilig Land. Was will da werden? Liegt denn Gott am Lande so groß und an den Schuhen? Ist denn nicht ein Ort so wohl heilig als der ander? Was thun denn die Schuhe darzu? Ja, der schlechte Ort Landes oder die Schuhe thun's nicht. Sondern das ist's, das Gott will haben, daß, wo die Lehre gehet und gepredigt wird, daß Gott Mensch worden, gestorben und wieder erstanden ist,

da ist das heilige Land und die christliche Kirche und das rechte auserwählte Volk, da Gott ist und wohnet, wie Christus Johann. 14 spricht. Da muß Moses die Augen, die Adam im Paradies zu weit aufgethan, wieder zuthun, den alten Adam und die alten Schuhe ablegen und ausziehen, die Augen der Vernunft zuthun und die Augen des Herzens aufthun" (35, 95).

„Euer Liebe hat oft gehört, daß unter allen Werken Gottes, so Gott mit uns und allen Kreaturen hat, das herrlichste und größte Werk sei sein Wort, davon alle Ding geheiliget und nach Gott genennet werden. Wie man denn gewöhnlich die Kirchen ein Gotteshaus heißet, nicht daß da Gott wäre, sondern daß da Gottes Wort gehöret und geprediget wird. Und wenn es auch gleich unter einer grünen Linde oder Weiden geprediget würde, so hieß doch derselbige Ort Gottes Wohnung und Stätte. Denn Gottes Wort regieret daselbst, nicht daß wir den Ort dazu geweihet haben, gezieret oder schön ausgestrichen hätten, wie unsere Bischoffe ihren Götzenkirchen thun und mit ihrem Oele und anderer Zugehöre sie schmieren; sondern von dem göttlichen Wort, das ich nicht dahin bringe, sondern es kömmet aus göttlicher Ordnung dahin. Wo nu das ist, daselbst ist auch sein Haus und da will Gott geehret sein. Denn Gottes Wort machet die Stätte heilig und zu Gottes Stätte und Hause . . . .

Und dieses ist auch die Ursache (wie vormals auch angezeiget), daß der Herr zu Mose saget, da er zu dem feurigen Busch wollt treten: Zeuch deine Schuhe aus, denn dieser Ort ist heilig; denn Gottes Wort ist da gewesen, Gott hat daselbst geredet" (35, 129 f.).

Somit hat uns Luther deutliche Anleitung gegeben, zu erkennen, mit welchem Recht und in welchem Sinn wir, seine Nachfahren, von heiligen Stätten reden dürfen. Mit dem Recht nämlich des Evangeliums und im Sinn des Evangeliums. Luthers Kraftquelle und das Zentrum seiner göttlichen Energie hat in allem und jederzeit darin gestanden, daß er, wie sich selbst, so auch alle biblischen Personen und biblischen Begriffe auf das

Höchste, auf Christus und den Glauben an Christus bezog. Dies Prinzip hat er auch an dem Wort „heilig" bewährt, welches einem Lande vor anderen, dem Heiligen Lande, und gewissen Stätten des Heiligen Landes herkömmlich bis in die Gegenwart beigelegt wird.

So brauchen wir uns also durchaus nicht zu scheuen, von „heiligen" Stätten zu reden, wofern wir das Wort nur in Luthers Sinn nehmen und uns dessen bewußt bleiben, daß wir uns damit zugleich von unlutherischem d. i. unchristlichem Mißbrauch und Aberglauben auch auf diesem Gebiet bestimmt scheiden.

Die nachfolgenden Zeichnungen einiger heiligen Stätten, wie sie uns aus der biblischen Geschichte von Jugend auf geläufig sind, entstanden im Anschluß an einen dreimonatigen Aufenthalt im Heiligen Lande, den ich von Ende Januar bis Ende April 1907, als Stipendiat des deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes, im Auftrage des Evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin, nehmen durfte. In der niedrigen Gegenwart die große Vergangenheit, in den zeitlichen Erscheinungen die göttlichen Gedanken aufzuzeigen; vom Heiligen Land auf Erden ins himmlische Heiligtum zu führen ist die Meinung des Verfassers, der damit vielen mitpilgernden Christen einen Dienst erweisen möchte.

---

1. Emmaus.[1])

Emmaus ist seiner Bedeutung nach aus dem Osterevangelium wohl bekannt. Es grüßt uns auch außerhalb des Osterfestes, selbst inmitten der festlosen Hälfte des Kirchenjahres mit dem heiligen Gruß des Auferstandenen.

Emmaus war unter den Städten des Heiligen Landes, die ich wie viele andere Jerusalempilger besucht habe, nicht die geringste. Das eine Mal war es auf dem Wege, den ich von Gibeon über Mizpa zurück nach Jerusalem machte. Da wurde mir in einem Dorf, El-Kubebe ist sein Name, in der Kirche der dort angesiedelten Franziskaner-Mönche die Stelle gezeigt, wo das Haus des Kleophas gestanden habe: einige der Steine, die jetzt zum Fußboden der Kirche gehören, stammen sogar, so erzählte der italienische Mönch, aus dem Fundament des Hauses, das einst dem Kleophas, dem einen Emmaus-Jünger, gehörte. Ich gab nicht viel darauf.

Ein anderes Mal führte mich der Weg (es war einige Wochen später) an einem Tage in zwei andere Dörfer, die ebenfalls Anspruch darauf machen, für das Emmaus des Lukas-Evangeliums zu gelten. Es war an der Straße, die von Jerusalem nach Jafa führt. Als erstes Dorf hinter Jerusalem erreicht man in einer starken Stunde Kolonije, ein Dorf am Bergesabhang über einem anmutigen Tal gelegen. Es besitzt eine reichlich fließende Quelle. Im Talgrund, so erzählt man,

[1]) Vgl. 1. Makk. 3, 1—4, 25. Luk. 24, 13—32.

habe der Kampf Davids mit Goliath stattgefunden. Nach weiteren vier starken Stunden, die über mehrere Höhen mit weitem Ausblick (ins Bergland und auf das Meer) sowie durch mehrere Talgründe geführt haben, schaue ich wieder rechts vom Wege, nur diesmal etwas weiter, gegen eine Viertelstunde entfernt, schon fast in der Ebene gelegen, ein Dorf Amwās, das zur Zeit Christi und vorher bestimmt den Namen Emmaus trug (der Name Amwās ist daraus entstanden) und später von den Römern Nikopolis genannt wurde. Unter solchen Umständen läßt sich denken, daß ich in einige Verlegenheit geriet, wenn jemand, der nicht Bescheid wußte, in Jerusalem mit der Frage an mich herantrat, wie weit eigentlich Emmaus, das er morgen besuchen wolle, entfernt sei. Ich konnte nicht anders, als ihm antworten: falls er Kolonije meine, so sei dies in 1 $^1/_4$ Stunde zu erreichen, El-Kubebe dagegen in der doppelten Zeitspanne, während er auf Amwās gar 5 $^1/_2$ Stunde zu rechnen habe.

Aber, fragt man, wie ist das alles nur möglich? Welche Bewandtnis hat es mit den drei Emmaus (zu denen man sogar, wenn man will, noch ein viertes hinzufügen kann)? Sei es in Kürze gesagt. In Wirklichkeit gibt es natürlich nur ein Emmaus, das in Betracht kommt. Die beiden, die in der Nähe von Jerusalem liegen, haben mit der Ostergeschichte nichts zu tun. Vielmehr kann — aus Gründen, die hier nicht erörtert sein sollen[1]) — nur Amwās, also das am weitesten von Jerusalem entfernte Dorf, das Emmaus der beiden Osterpilger gewesen sein.

Dies Emmaus hatte schon im Volke Israel seinen Namen. Denn hier war vorzeiten eine große Schlacht geschlagen worden, in der Israel seinen Bestand als Volk und sogar seinen Gottesdienst, der aufs äußerste bedroht war, wider einen übermächtigen Feind rettete. Als nämlich der Syrer-König Antiochus über Israel herrschte — es war fast 200 Jahre vor dem Osterweg

---

[1]) Sie sind dargelegt in der Studierstube 1908, S. 285—289.

der beiden Emmausjünger — da sollte auch Israel nach dem Gebot des Königs mit allen übrigen Völkern seines Reichs dieselbigen Götter, asiatischer und griechischer Herkunft, auch den König selbst anbeten. Seinen eigenen Gottesdienst aber, seinen Glauben, seine von Gott empfangenen Gebote und Verheißungen, an denen es seit mehr als tausend Jahren hing, sollte es bei schwerer Strafe an Leib und Leben aufgeben. Was meinen wir, wie groß die Empörung über diesen königlichen Befehl, wie heftig der Widerspruch und Widerstand gewesen sei? Weit gefehlt! Die große Mehrzahl in Israel bis in die Kreise der Vornehmen, ja Priester hinein war bereit, dem König zu willfahren: so tief war heidnisches Wesen seit langem in Israel eingedrungen. Nur eine einzige Priesterfamilie war es, die entschlossen und mit der Tat den Gehorsam verweigerte. Mattathias mit seinen fünf Söhnen und ihrem kleinen Anhang schlugen viele Abtrünnige tot, rissen die Götzenaltäre nieder und stellten die Ordnungen des göttlichen Gesetzes wieder her. Auf dem Sterbelager setzte der greise Mattathias seinen Sohn Judas, mit dem Beinamen: der Makkabäer, als Nachfolger und Heerführer Israels ein. Dieser besiegte mehrere kleinere feindliche Abteilungen, bis dann ein ordentliches, großes Heer der Syrer, 40 000 Mann stark, gegen Israel zu Felde zog. Sie schlugen ihr Lager in der Ebene bei Emmaus, am westlichen Ausgang des Gebirges Juda auf. Judas, zu dem sich allmählich immer mehr ihrem Gott treu gebliebene tapfere Leute eingefunden hatten, rüstete sein Kriegsvolk und heiligte es, wie es in der alten Geschichte Israels so oft geschehen war, mit Fasten und Beten auf der Höhe zu Mizpa, um von da aus durch die Täler des Gebirges Juda in vierstündigem Marsch gegen Emmaus hin zur Schlacht zu ziehen und einen wunderbaren Doppelsieg über die feindliche Übermacht davonzutragen. Diesem Doppelsieg folgten weitere Siege. In der Folgezeit wechselte auch das Kriegsglück noch manchesmal. Aber der Ausgang des Kampfes war doch der: Israel gewann die

Freiheit, rettete seinen Gottesdienst und seinen Bestand und begründete ein neues, mächtiges Reich. So war der erste Weg nach Emmaus, der Kriegsmarsch des Judas, wohl ein weiter und mühseliger Weg, aber doch ein von Erfolg gekrönter, ja gesegneter Weg geworden. Israel hat hier seine Freiheit und seinen Gottesdienst, ja seinen Gott selbst, den es schon verloren hatte, schon tot glaubte, wiedergefunden.

Aber noch herrlicher sollte der Name Emmaus werden, als Israel, ja die Besten in Israel, noch mehr verloren hatten wie zur Zeit Judas, des Makkabäers. Als nämlich Jesus ans Kreuz geschlagen und ins Grab gelegt war, als am Ostermorgen die Frauen das Grab leer gefunden hatten, da war der Kreis der Jünger überzeugt, daß Jesus nicht mehr sei: sie hatten ihn völlig verloren. Die einen taten dies, die anderen das: verzweifelt, zu Boden geschlagen waren sie alle. Zwei von ihnen aber, Kleophas und sein Genosse, entschlossen sich, auf der Stelle in die Heimat zurückzukehren und in Emmaus wieder, wie vorzeiten, den Acker zu bauen, als ob Jesus nie gewesen wäre. Noch am Morgen brachen sie auf und machten im heißen Sonnenbrand den weiten Weg. Kein Blick fiel auf Jerusalem zurück, als sie die erste Höhe im Nord-Westen Jerusalems erreicht hatten, die Höhe, von der aus der Wanderer noch heute so gerne auf die Mauern und Türme der Stadt einen Blick zurücksendet, um sich an ihrem herrlichen Anblick zu laben. Dafür hatten jene Wanderer keinen Sinn. Barg doch die Stadt das Grab ihrer höchsten Hoffnungen. Hatten sie doch gehofft, daß der gekreuzigte Jesus ihnen und ihrem ganzen Volke die Erlösung, wie sie dieselbe verstanden, bringen würde. Jetzt, wo sie sich darum betrogen wähnten, lag ihnen an Jerusalem gar nichts mehr. Sie eilten vorwärts, auf langen, steilen Strecken, dann wieder ins Tal hinab, darauf nochmals aufwärts auf steinigen, mühsamen Pfaden und immer so fort. Sie durchschritten manchen Bach und ruhten öfter aus. Ach, der Weg schien heute so endlos weit wie noch nie. Als sie

meinten, bald schon am Ziele zu sein, da hatten sie in der Tat kaum erst eine Stunde zurückgelegt. Das machte aber die Verzweiflung, die ihre Brust erfüllte, die dumpfe Trauer um den verlorenen Jesus, die ihren Geist umfangen hielt. Gleichwohl, sie wollten weiter, sie mußten um jeden Preis weiter: die Unruhe ihres Innern jagte sie unaufhaltsam vorwärts.

Siehe da — der erste Beginn ihrer Erlösung — da gesellt sich zu ihnen — sie haben nicht bemerkt, woher er gekommen ist — ein dritter Wanderer, ein Unbekannter. Teilnahmevoll tritt er näher, redet freundlich mit ihnen, fragt so herzlich nach der Ursache ihrer Trauer. Sie erzählen, er hört sie an, lange, geduldig, ohne Zwischenfragen zu stellen. Dann gibt er Antwort, und die Antwort lautet sehr ernst. Er schilt sie Toren und Glaubensträge. Er deckt den Grund ihrer Verzagtheit und Verzweiflung auf. Er mißt ihnen selber, ihnen allein die Schuld bei. Aber er beweist es ihnen auch, er überführt sie ihres Unrechts. Er zeigt ihnen an der Hand der Heiligen Schrift, aus ihrer eigensten Erfahrung von Christus heraus, daß es nach Gottes Rat und Willen so kommen mußte, daß Jesus durch Leiden zur Herrlichkeit einginge; daß erst auf das Leiden seine Verherrlichung bei Gott folgen konnte, daß aber nach seinem Leiden seine Verherrlichung durch Auferstehung und Himmelfahrt auch unfehlbar gewiß folgen mußte. Ehe sie sich umsahen, war Emmaus erreicht. Schon hatte die Sonne ihre Mittagshöhe überschritten, es ging auf den Abend zu. O wie war ihnen der weite Weg jetzt auf einmal so kurz geworden! Wie dankbar waren sie ihrem Begleiter dafür, noch mehr freilich für das, was er ihnen gesagt und wie er ihnen die Augen geöffnet, das Herz gewandelt hatte.

Sie sollten noch Größeres erleben. Als er auf ihre Bitte bei ihnen eingekehrt war und Mahlzeit mit ihnen hielt, als sie immer noch schweigend und unter der Fülle der empfangenen Eindrücke ehrfürchtig staunend ihn ansahen, als er nach Hausvater-Art

(als wäre das selbstverständlich) das Brot ihnen austeilte, da gedachten sie, sie mußten gedenken vergangener Zeiten, wo es ebenso gewesen war, wo auch einer in ihrer Mitte, an dem ihre Augen und Herzen hingen, in größerem Kreise so oft ebenso das Brot ausgeteilt hatte. Da wußten sie, wer der Fremdling und Mitpilger war: mit einem Male hatten sie Jesus erkannt. Im selben Augenblick war er verschwunden. Ihnen aber, als sie ihres Herrn und daß er lebe, so unerwartet und so völlig gewiß geworden waren, ließ es keine Ruhe: sie mußten auf der Stelle noch einmal den weiten Weg nach Jerusalem zurück machen, um auch die anderen, die in Trauer um den verlorenen Heiland saßen, an der Freude ihres Wiedersehens mit Jesus teilnehmen zu lassen. Der weite Weg, den die Verzweiflung gemacht, den sie in der Verzweiflung nicht vergebens gemacht, ward jetzt als Rückweg ein Freudenweg.

Aber, sind wir versucht zu fragen, war der Weg nicht eigentlich doch ein unnützer Weg? Der Hinweg nicht minder als der Rückweg? Unnütz in gewissem Sinne freilich. Der Herr, der auf dem Wege von Jerusalem nach Emmaus zu ihnen gekommen war, hätte sie auch in Jerusalem, wenn sie dort geblieben wären, erreicht; hätte sie auch am nächsten Tage oder später in Emmaus oder wo sonst gefunden. Es tut gar nicht erst not, nach Emmaus zu gehen oder eine andere Reise zu machen, um dem Auferstandenen zu begegnen. Er läßt sich überall treffen, wo Augen für ihn geöffnet sind. Darum irren die sehr, die uns in alten und neuen Zeiten von heiligen Stätten erzählen, wo der Herr leichter zu finden sei als anderwärts. Wer uns in einer bestimmten Partei, Sekte oder Richtung, in diesem oder jenem Sonderbekenntnis, in der einen oder anderen Lebensordnung den Herrn zeigen will, als sei er nur hier und anderswo nicht zu treffen, der erweist uns einen schlechten Dienst. Jeder Weg, den wir auf eigene Hand zu Jesus hin unternehmen, ist unnütz, überflüssig, ja sogar nicht ohne Bedenken.

Es läuft nicht immer so gut ab, wie hier bei den Emmaus-Jüngern. Mancher, dem es wirklich darum zu tun ist, Jesus zu finden, macht viele unnütze Wege, ohne ihm zu begegnen, weil er sich irre führen läßt von eigenem Meinen und Wünschen, von fremder Unkenntnis, Verständnislosigkeit oder Trug.

Der Weg ist manchem weit, zu weit geworden: er hat es schließlich aufgegeben, seinen Emmausweg zu vollenden, ist abgewichen und nie wieder auf den rechten Weg zurückgekommen. Was ist die Ursache? Er hat keine Traurigkeit über den Verlust Jesu in seinem Herzen getragen, er hat nie wie die Emmaus-Jünger auf eine Erlösung gehofft. Denn Jesus geht der Verständnislosigkeit, der Torheit, dem Irrtum nie aus dem Wege. Im Gegenteil, nichts tut er lieber, als der Verständnislosigkeit, dem Irrtum, der Torheit zurechthelfen, wenn dergleichen nur mit Aufrichtigkeit, mit dem ehrlichen Sucherſinn verbunden ist. Wer sich, auf weiten Wegen zu ihm hin, von ihm auch in seiner unbekannten Gestalt zurechtweisen, schelten, strafen läßt, wie es die Emmaus-Jünger taten, der wird, mag sein Weg nach Emmaus weit sein, mehr oder weniger weit, nie finden, es sei ein unnützer Weg. Es wird ihm im Gegenteil ein seliger Weg sein.

Nur menschlich betrachtet also war der Weg der Emmaus-Jünger über Tag und Nacht ein unnützer Weg. Gewiß hatte inzwischen auch Petrus den Herrn gesehen, und gleich nach ihrer Ankunft in Jerusalem erschien derselbe Herr allen versammelten Jüngern. Gleichwohl haben die Emmaus-Jünger ihre beiden Wege, Hinweg wie Rückweg, nicht bereut. Ihr unnützer Weg, den sie jetzt mit Beschämung selbst als solchen erkannten, war ihnen doch zu einem sehr gewinnreichen geworden. Der weite Weg war ihnen beide Male wesentlich verkürzt worden: das erste Mal durch die gewaltig ernste, in Herz und Gewissen schneidende Zusprache des dritten Wandergenossen, das andere Mal durch die helle Freude über den wiedergefundenen Herrn,

die ihr ganzes Herz erfüllte und ihr ganzes Leben lang sie nicht wieder ließ. So war der äußerlich weite, eigentlich nur kurze Weg, der scheinbar unnütze, in Wahrheit doch so gewinnreiche Weg nach Emmaus für die Jünger ein seliger Weg geworden: selig durch die Trauer der Verzweiflung, wie durch die Macht der Erlösung, die vom Auferstandenen auf sie ausgegangen war.

Viele weiten Wege haben wir im Leben zu machen, Wege, die wir nicht gerne machen, Wege, vor denen wir uns lange im voraus fürchten, und die doch gemacht sein müssen, weil die Verzweiflung hinter uns steht und uns treibt. Diese Wege sind nur darum so schlimm, weil wir sie ohne den Auferstandenen machen. Alle die Werke, deren Ausführung uns Schwierigkeiten und Nöte bringt, alle die Berge, die es erklimmen gilt und die erklimmen zu können wir im voraus verzweifeln wollen, sie sind Zeugnisse dafür, daß wir ohne den Herrn wandeln und handeln! In Wahrheit sind nicht die Wege zu weit, die Berge zu hoch, die Werke zu schwer, sondern unser Geist ist verkehrt, unser Glaube ist zu klein: daher stammt unser Unvermögen. Wenn aber dann der Herr zu uns kommt und zu uns redet durch den Zuspruch treuer Freunde, durch die Predigt seines Worts, durch das Vorbild von Glaubenshelden aus alter und neuer Zeit, die größere Lasten, ein schwereres Kreuz getragen haben und Sieger geworden sind: dann sollen wir diese Sprache verstehen und die Augen öffnen — siehe, da ist der Herr!

Bosheit der Mitmenschen hat manchmal ihre Freude daran, unsere kurzen Wege lang zu machen, die Hindernisse zu mehren, die Schwierigkeiten zu vergrößern: Gott verfährt umgekehrt, er macht uns die weiten Wege kurz, mindert die Schwierigkeiten, beseitigt die Hindernisse. Bei ihm können wir immer aufs neue die Erfahrung machen: unsere weitesten Wege sind die kürzesten gewesen, unsere mühseligsten sind die leichtesten geworden. Wenn wir nämlich eine Offenbarung Gottes erlebt haben, so heißt der Weg, auf dem sie geschah, mit Recht ein seliger Weg. Man

sagt wohl, daß Wege, die noch so schwer waren, in der Erinnerung sich alsbald verklären und ihre Mühen rasch vergessen sind. Das gilt doch nur, wenn der Ausgang günstig war. Sonst aber zittert oft noch nach Jahren der Schmerz, die Angst, die Verzweiflung nach, die wir damals erlebt haben. Ein Christ wird immer, teils mit Entsetzen, teils mit Beschämung an Wege der Vergangenheit zurückdenken, die er ohne Gott machte, sei es, daß er ihn noch nicht kannte, sei es, daß er ihn verloren hatte. Diese Zeiten und die in ihnen gemachten Erfahrungen hinterlassen stets Wunden, die erst sehr allmählich vernarben: aber die Narben bleiben unser Leben lang. Doch tun sie der Seligkeit keinen Abbruch, die der auferstandene Herr durch seine Gegenwart schenkt.

In diesem Licht sehen wir also den Weg nach Emmaus an. Es ist (richtig verstanden)

ein weiter Weg, wenn die Verzweiflung ihn macht,
scheint ein unnützer Weg über Tag und Nacht,
wird ein seliger Weg, wo das Herze lacht.

Wenn wir ihn gehen, den Weg nach Emmaus, weil wir ihn gehen müssen — und wir müssen ihn nach Gottes Rat oft gehen — wohlan, so laßt uns ihn gehen!

2. Die Wüste.

Ein merkwürdiges Bild, das uns die Evangelien des öfteren zeichnen (z. B. Mark. 1, 12. 13): Jesus in der Wüste! In der Wüste, wo keine Menschen sind, wo kein Baum und Strauch gedeihen, kein Grün das Auge erquickt. Da lieben wir es doch mehr, die wogenden Saaten und die saftigen Wiesen, wie sie in der Sommerzeit sich uns in tausendfachem Prangen darbieten und teils zum Genuß, teils zur Arbeit auffordern, anzuschauen. Und wenn einmal in einem Jahre mit hartem Sommer die Erntefelder durch Kälte, Regen und Sturm so viel gelitten haben, daß sie uns fast an die Wüste erinnern, so wissen wir doch: der Herr der Ernte ist auch der Herr der Wüste; der die Ernte zur Wüste macht, der kann auch die Wüstenfläche zum Erntefeld gestalten. Wir trauen es ihm zu und danken ihm allermeist, daß er uns mitten ins Kulturland hineingesetzt hat, und daß in unseren Landen nur ein verschwindend kleiner Teil des Bodens Wüste genannt werden darf.

Wie anders ist das im Heiligen Lande, wo namentlich im Süden, in der Gegend zwischen Jerusalem und dem Toten Meere, die Wüste Juda sich ausdehnt. Die Wüste ist hier nicht eine gleichförmige Ebene, sondern es gibt da dünnes, dürftiges Weideland, für Schafe und Ziegen eben hinreichend, dann aber auch und vor allem Stein-, Kreide-, Kalk- und andere nicht anbaufähige Flächen oder Hügel, hochragende Berge und schroffe Felsen. Alles dies zusammen in meilenweiter Ausdehnung macht dem, der es in mühseliger Wanderung durchschreitet, durch seine ein-

same Lage den Eindruck des Trostlosen, Schaurigen. Freilich aber kann, wer sich erst daran gewöhnt, bald auch den Eindruck feierlich-erhabener Stille haben. Wo alles schweigt, selten nur bei Tage ein Fuchs oder Schakal aus verborgener Höhle hervortritt, sonst kein Grün, kein Leben auftritt, keine menschliche Ansiedlung, kein menschlich Wesen vorhanden ist: in dieser ungestörten Einsamkeit scheint Gott um so lauter und gewaltiger zu dem ihn suchenden, zu dem empfänglichen Menschen zu reden.

Seit alten Zeiten sind daher Gottes Offenbarungen in der Wüste geschehen. In der Wüste redete Gott durch den brennenden Dornbusch zu Mose. In der Wüste vernahm Elia bei Beerseba und am Gottesberge Horeb die Stimme des Herrn. In der Wüste holte Gott Amos hinter der Herde hinweg, um ihn als seinen Boten und Propheten auszusenden. In der Wüste war Johannes der Täufer, bis daß er sollte hervortreten vor das Volk Israel. In der Wüste war auch Jesus, nicht bloß das eine Mal, wo er mit dem Satan um das echte Reich Gottes und die rechte Erfüllung seines Heilandsberufs gerungen hat. Vielmehr hören wir oft von ihm, daß er in die Einsamkeit der Wüste ging, so wenn das Volk ihn nach der Speisung der Fünftausend zum Könige machen wollte, so jedesmal, wenn er mit seinem Gott allein sein, wenn er beten wollte.

Denn das ist der Sinn aller Gänge in die Wüste, von denen die Bibel sagt, daß sie Gänge zu Gott waren. Darum gilt die Wüste in der Bibel als heilige Stätte, weil hier Gott gesucht und gefunden wird, weil Gott hier vernehmbarer und deutlicher redet als im Getümmel der Menschen, im Lärm des Lebens. Jesus suchte die Wüste, wenn und weil er Gott suchte. Jesus liebte die Einsamkeit der Wüste, weil er so oft das Bedürfnis empfand, mit seinem himmlischen Vater allein zu sein.

Kein Wunder daher, daß schon bald nach seinem Hingang zum Vater seine Jünger auf den Gedanken kamen, die Einsamkeit der Wüste aufzusuchen, mit dem Gedanken, hier ihrem Meister

gleich Gott zu suchen. In Ägypten begann diese Bewegung. Bald fanden sich auch im benachbarten Heiligen Lande, und hier natürlich vor allem in der Umgegend Jerusalems Christen, welche gern in der Wüste, als Mönche d. i. Einsame, Einsiedler lebten. Hier finden sich zahllose Höhlen, an denen ich oftmals vorübergekommen bin: kleine, die gerade für einen Menschen Raum bieten; große, die für das Zusammenkommen oder Zusammensein vieler Platz gewähren. Oft genug liegen sie in schaurig-wilder Gegend, an kaum zugänglichen, nur mit Mühe und Lebensgefahr zu ersteigenden Stellen. Ursprünglich hatten sie wilden Tieren Unterschlupf geboten, nun wurden Menschen deren Nachfolger.

Manches Kloster dieser Art, das sich aus einer Menge von Einzelbehausungen zusammensetzt, die später zu einem großen, gemeinsamen Haushalt vereinigt wurden, habe ich von Jerusalem aus besucht. Keins von ihnen hat auf mich einen so tiefen und gewaltigen Eindruck gemacht, wie das Kloster Mar-Saba, das im Kidrontale $2\frac{1}{2}$ Stunde abwärts von Jerusalem liegt. Wir ritten in den ersten Märztagen des Jahres 1907 früh morgens vom Jafatore aus abwärts in das enge Hinnomtal, das Jerusalem im Süden begrenzt, auf schmalem, steinreichem, steilem Pfade, und traten an der Südostecke der Heiligen Stadt in das Kidrontal ein, das nur in der Regenzeit und auch dann nur hie und da auf wenige Stunden Wasser führt. Bald hinter Jerusalem hört das winzige Grün einiger Gärten auf, es beginnt die trostlos einförmige Wüste. Nicht lange blieben wir in der Tiefe des engen, von steil abfallenden Abhängen eingeengten Tals. Wir zogen auf der Ostseite in die Höhe, um in wenigen Stunden den Gipfel des El-Muntar, eines Kreidebergs gleich dem Ölberg und den vielen anderen weißen Berggebilden ringsum, zu erreichen. Hier bot sich dem Auge ein köstlicher Anblick: nach Westen hin ragte über alle anderen Höhen hinaus der Ölberg mit seinem russischen Turm, trotz der Entfernung von fast zwei Meilen so nahe, daß es schien, als hätte man ihn mit Händen greifen können.

Kaum faßbar dünkte es, daß er gar dreihundert Meter über unserem Standort liegen sollte. Im Osten eilte der Blick über die Wüste, die mit ihren zahllosen, meist kegelförmigen Kreidebergen mannigfachen Aussehens zu unseren Füßen sich ausbreitete, zum Toten Meer, das in seiner ganzen Ausdehnung vor uns lag und dessen einzige Halbinsel, „die Zunge" genannt, mit ihrer weißen Oberfläche besonders deutlich hervortrat. Auch das Tote Meer schien so ganz nahe, daß nicht auszudenken war, wie es noch neunhundert Meter unter uns liege. Und dann nördlich vom Toten Meer die Jordanebene mit Jericho und Gilgal — das letztere an einer Gruppe von Tamarisken erkennbar — und die Jordanbrücke. Erst recht aber, was hinter dem Toten Meer und dem Jordan liegt, die gesamte Bergwelt Moabs mit zahlreichen, zur Zeit schneebedeckten Spitzen (in den letzten Tagen hatte es in Jerusalem ergiebig geregnet, auf höher gelegenen Bergen war Schnee gefallen), weiterhin nach Norden andere schneebedeckte Spitzen bis hin zum Hermon; eingebettet in sie hie und da eine Ortschaft, besonders die Bischofstadt Es-Salt, auch die Flußtäler im Ostjordanland, namentlich der Arnon, der sich in enger Schlucht ins Tote Meer ergießt, dicht neben seiner Mündung eine prächtige, von der Natur geschaffene amphitheatralische Anordnung der Felsgesteine: dies alles in einer nach dem Regenwetter der letzten Tage ungewöhnlich klaren Luft in der herrlichsten Beleuchtung von Blau, Schwarz, Rot, Grün, Gelb, je nach Beschaffenheit des Bodens und dem Stand der Sonne! Nach Süden aber, wo der Blick nichts fand als die öde Berg-Einsamkeit der Wüste, sahen wir in bedeutender Tiefe unmittelbar nahe zwei viereckige Türme, die zu Mar-Saba gehörten und als Zielpunkt unseres Weges winkten.

Auf sehr steilem und schmalem, aber sicherem Pfade ging es erst zu Fuß, dann zu Pferde, immer den Anblick des schaurig-prächtigen Kidrontals vor Augen, in der Tiefe auch schwarze Zeltlager der Wüstenbewohner mit ihren Kamelherden, in einer

guten Stunde abwärts, bis Mar-Saba erreicht war. Dies einer Festung nicht unähnliche Klostergebäude ist eins der seltsamsten Bauwerke der Welt. Nur ein einziges Tor führt hinein: dann geht es eine Menge von Treppenstufen hinab, durch mehrere Tore hindurch in den Klosterhof zu dem Hauptgebäude, das riesenhoch längs der Felswand aufragt, aber nur sehr schmal und wenig tief sich ausdehnt. Das schmutzig-graue Aussehen des ganzen Gebäudes stimmt aufs beste mit den schroffen Felswänden auf beiden Seiten des engen, mit Kieseln bedeckten Kidrontales zusammen. Es sieht aus, als wäre das ganze Gebäude an die Felswand angeklebt, einer Unzahl von übereinandergeordneten Schwalbennestern nicht unähnlich. Ursprünglich waren hier in der Tat lauter Einzelhöhlen mit Einzelbewohnern, die später zu einem Ganzen vereinigt und durch künstliche Bauten ergänzt wurden, bis allmählich der gegenwärtige Bau zustande kam. Sabbas, nach welchem das Kloster seinen Namen trägt, fand in der Höhle, die er sich zur Wohnstätte erkor, einen Löwen vor, den er verjagte, der aber am nächsten Tage wiederkehrte und seitdem friedlich bei ihm nebenan wohnte. Sein Lehrer war Euthymios, der Begründer des Klosters.

Im vierten Jahrhundert nämlich war Hilarion aus Ägypten gekommen und hatte von dorther das Einsiedlerleben in diese Gegend verpflanzt, so daß der Raum zwischen Jericho und dem Toten Meer im Osten sowie Jerusalem und Hebron im Westen, der vorher wie nachher wegen seiner Wüsten-Art fast unbewohnt gewesen ist, damals auf einige Jahrhunderte von Männern erfüllt war, die in der Einsamkeit Gott dienen wollten. Sie wohnten in Einzel-Zellen oder -Höhlen, die aber nicht allzuweit auseinanderlagen, da die Bewohner auf den Schutz ihrer selbst vor Räubern, die in der Wüste zu aller Zeit ihre Schlupfwinkel hatten, bedacht sein mußten. Später und allmählich schlossen sich dann immer einige oder viele durch gemeinsame Ordnung und Regel zusammen. Eine solche Vereinigung von Zellen hieß eine Laura

d. i. Gang oder Straße. Zuletzt entwickelte sich dann ein gemeinsames Leben im Kloster. Mar-Saba ist solch ein Kloster, das einzige, das sich aus jener Zeit (anderthalb Jahrtausende hindurch) erhalten hat,[1]) welches aus einer Laura entstanden ist. Die ursprünglichen Lauren sind zum guten Teil noch erhalten und dienen jetzt den Beduinen der Umgegend als Speicher oder wilden Tieren, namentlich Schakalen, als Unterschlupf. Als Euthymios, der Gründer von Mar-Saba, 470 starb, folgte ihm Sabas, der 439 n. Chr. in der Gegend von Cäsarea in Kappadozien geboren und 20 Jahre alt zu Euthymios gekommen war. Später wurde er Priester und Abt eines Ordens, nämlich der von ihm gestifteten Sabaiten. Aber nicht nur als Leiter des Klosters, das ihm seine bis auf den heutigen Tag gültige Lebens- und Arbeitsregel gab, nein für die ganze Kirche ist seine Wirksamkeit bedeutungsvoll geworden. Er starb in hohem Alter 531 n. Chr.

Als wir in der ersten Nachmittagsstunde in Mar-Saba angekommen waren, durchschritten wir zuerst den geräumigen unteren Hof und sahen zur Rechten eine Kapelle: „die Grabstätte des heiligen Sabas". So ist über der Tür in griechischer Sprache[2]) zu lesen. Gleich darunter steht der merkwürdig-schöne Spruch aus Psalm 68, 36: „Bewundernswert ist Gott in seinen Heiligen"[3]) (die Leiche des Sabas ist allerdings seit geraumer Zeit nach Venedig gebracht). Weiter ging es durch eine lange Reihe von schmalen Gängen, bald aufwärts, bald abwärts, eine geraume Zeit. Noch tiefer drunten, ganz versteckt liegt die Höhle, wo Sabas einst wohnte: ein niedriger Eingang nach der Richtung der Felswand hin führt in einen engen Raum von vier Meter

---

[1]) Während alle übrigen in der Wüste Juda einst so zahlreich vorhandenen erst innerhalb der letzten dreißig Jahre wieder erneuert werden mußten.

[2]) *Τάφος τοῦ ἁγίου Σαββᾶ.*

[3]) *Θαυμαστὸς ὁ θεὸς ἐν τοῖς ἁγίοις αὐτοῦ* (LXX).

Länge und zwei Meter Breite, er ist jetzt beinahe kirchenmäßig hergerichtet. In der Wand hinten rechts sehen wir eine Nische, die Sabas als Schlafstätte diente — harter Stein! Er ist überschrieben: „Schlafstätte unseres göttlichen Vaters Sabas, des Geheiligten.“ [1]) Auf der Außenwand neben der Eingangstür zu dem Raum liest man: „Zelle unseres göttlichen Vaters Sabas, des Geheiligten.“ [2]) Gerade gegenüber, in der Richtung zum Kidron-Tal befindet sich eine ganz kleine Kapelle mit Altar, und über dem Eingang die Aufschrift: „Kapelle der Gotteseltern Joachim und Anna“ [3]) (das sind die Eltern der Maria, die bei den griechischen Christen als Gottesmutter bezeichnet wird). Wir kamen auch an einer Palme vorbei, die mit Ketten am Gemäuer festgehalten wird: Sabas soll sie selbst gepflanzt haben, jedenfalls hat sie ein ehrwürdiges Alter. Die Hauptkirche des Klosters, nach Nikolaus (s. u.), dem Bischof von Myra, genannt, zeigte uns gerade, als wir hindurchgingen, ein Bild des vom heiligen Geiste verlassenen Gottesdienstes: die Mönche traten ein, gingen an jedes der im Vorraum hängenden zahlreichen Bilder heran, um es wiederholt zu küssen, und traten dann ein jeder in einen der Einzelverschläge, die an den beiden Seitenwänden angebracht waren; standen da und sprachen ihre Gebete, während in der Nebenkapelle ein Priester laut vorlas. An einer anderen Stelle steht die Kapelle des sagenhaften heiligen Nikolaus, an den auch bei uns noch der 6. Dezember erinnert: hier wird sein Schädel gezeigt und außer ihm die Schädel zahlreicher Mönche, die einst bei der Plünderung des Klosters durch den Perserkönig Chosrau (614 n. Chr.) umgekommen sind. Eine andere kleine Kapelle ist merkwürdig, weil hier der größte Gottesgelehrte der griechischen Kirche, Johannes von Damaskus, viel gearbeitet hat. Gegenwärtig ist überall Geistlosigkeit und geistlicher Tod das Kenn-

---

[1]) *Ἡσυχαστήριον τοῦ θείου πατρὸς ἡμῶν Σαββᾶ τοῦ ἡγιασμένου.*

[2]) *Κελλίον τοῦ θείου κτλ.*

[3]) *Παρεκκλήσιον τῶν θεοπατόρων Ἰωακείμ καὶ Ἄννης.*

zeichen. Wohl steht über dem Eingang mehrerer kleiner Kapellen zu lesen: Christus unser Heiland.[1]) Das wirkt freilich außerordentlich wohltuend gegenüber dem abstoßenden Gottesdienst und der widerwärtigen Bilderküsserei, ist aber in der Tat doch nur ein mumienhafter Rest des neutestamentlichen Zeitalters, so daß man's schließlich auch nur mit Trauern lesen kann.

Was tun und treiben nun die Mönche den ganzen lieben Tag? In alten Zeiten ist, wie gesagt, hier ernsthaft gearbeitet worden. Bei Kaiser Justinian standen die Mönche von Mar-Saba in hohem Ansehen. Damals haben sie auch gemeint, Gott zu dienen, indem sie gewisse Irrlehrer mit Waffengewalt aus der Heiligen Stadt verjagten. Aber es scheint, daß die im Laufe der Jahrhunderte oft wiederholten Überfälle des Klosters, das durch seine Reichtümer wilde Völker zu Plünderung und Mordtaten reizte, auf Geist und Gemüt niederdrückend gewirkt haben. Zum letzten Male haben die Russen 1840 das Kloster wiederherstellen lassen, seitdem ist es unangetastet geblieben. Die Hauptkirche hat dann der Kaiser von Rußland vor etwa dreißig Jahren errichtet und prächtig, vor allem mit Bildern, ausstatten lassen. Die Mönche aber kennen seit Hunderten von Jahren keinen anderen Lebenszweck als den, durch Selbstpeinigung und stille Selbstbetrachtung einen geheimnisvollen Anblick Gottes herbeizuführen, gleichsam zu erzwingen. Wie weit sie ihn erreichen, steht dahin: an Gottes Gebot gemessen kasteien sie sich freilich ohne Zweck, wenn sie z. B. gar kein Fleisch essen, nur am Sonntag Eier und Käse genießen, an Wochentagen sich mit Brot, Kohlsuppe, wenigen Oliven, einer Zwiebel, einer halben Apfelsine, einer viertel Zitrone, sechs Feigen, einem Glase Wein (so viel, genau zugemessen, bekommt ein jeder täglich) begnügen. Im übrigen haben sie seit ihrem großen Ahnen Sabas, was sie an Menschen versäumen, mit Vorliebe den Tieren zugewandt:

---

[1]) Χριστὸς ὁ ἡμῶν σωτήρ.

sie füttern die wenigen Vögel, die aus der Einöde zu ihnen heranfliegen, reichen auch wohl Füchsen und Schakalen Nahrung. Außerdem beschäftigen sie sich noch mit Holzschnitzereien aller Art. So treiben es die sechzig Mönche, die aus Griechenland, aus den verschiedenen Landschaften der Türkei, selten aus Rußland stammen, jahraus, jahrein, Tag für Tag.

Ähnlich sah ich es in manchem anderen Kloster nahe bei Jerusalem. So noch an demselben Nachmittage in Der-Dosi, einem Kloster, das wir beim Ritt durchs Kidrontal schon in den frühen Morgenstunden rechts auf erhabener, einsamer Höhe mit seinen schneeweißen Gebäuden (sie sind weithin im Umkreise sichtbar) hatten leuchten sehen. Theodosius, so hieß der Stifter (Dosi ist eine Abkürzung davon), im Kappadozierlande 432 n. Chr. geboren, kam (wie Sabas) 20 Jahre alt nach Jerusalem und zog, nachdem er eine Weile dort gewohnt, gen Südosten in die Wüste. Er errichtete hier ein Kloster, unabhängig von den übrigen Lauren (die alle mit Fara s. S. 27. 30 ff. in Verbindung standen). Er errichtete es nicht in schauerlicher Schlucht, wie sonst üblich, sondern auf heiterer Bergeshöh, inmitten von gar fruchtbarem Lande. Er errichtete es auf freien Grundsätzen mit mancherlei sozialen Abstufungen: Lauren für Vornehme und Geringe, für Kranke und Gäste, für alle Arten von Handwerkern je besonders. Es sollen zuletzt an 700 Brüder unter seiner Leitung gestanden haben. Drei Kirchen waren für sie erbaut, in denen sie Tag für Tag ihre Gottesdienste feierten: unter der Hauptkirche ward Theodosius begraben.[1]) Die aus jener Zeit erhaltenen Grab-

---

[1]) Welche kirchengeschichtliche und kirchenpolitische Rolle die palästinischen Mönche spielten, dafür nur folgende Erinnerungen: Unter der Führung des Mönchs Theodosius und von der Kaiserin-Witwe Eudoxia begünstigt erhob sich die Bevölkerung Palästinas, in erster Reihe natürlich die Mönchskreise, die durch das Chalcedonense ganz verwirrt waren, gegen die kaiserliche Gewalt. Ebenso stand das palästinische Mönchtum unter der Führung von Theodosius und Sabbas gegen das die monophysitische Richtung be-

höhlen dienen heutzutage dem Beduinenstamm der Ubedije als Speicher. Viele Reste jener Zeit und Gebäudetrümmer sind erhalten geblieben und neuerdings ausgegraben worden.

Auf dem Rückweg (von Mar-Saba herkommend) kehrten wir ein und sahen die alte Kirche im Neubau oder Ausbau begriffen, wurden auch hier, wie vorher in Mar-Saba, ungefragt gastfreundlich bewirtet. Und diese Gastfreundschaft tut wohl, dem Leib wie dem Gemüt, zumal hier in einer Gegend, wo sonst stundenweit in der Runde nichts zu erlangen ist. Ein andermal — es war an einem außerordentlich heißen Nachmittage — kehrte ich halb verschmachtet in Mar-Eljas, dem russischen Kloster auf der Höhe und auf halbem Wege zwischen Jerusalem und Bethlehem, ein und wurde reichlich erquickt. Dieses Kloster führt seinen Namen nach einem Metropoliten d. i. einem höheren Geistlichen alter Zeit, wird aber vom geschäftigen Volksmunde mit dem Propheten Elias in Zusammenhang gebracht, und dabei erzählt, daß Elias auf der Flucht vor Isebel hier durch den Engel gespeist worden sei.

Ähnlich sieht es in dem kleineren russischen Kloster im Fara-Tal, das zu Jeremias Heimat Anathoth (s. S. 30 ff.) gehört, aus, und fast noch jämmerlicher im St. Georgs-Kloster, das in der wilden, tief eingerissenen Schlucht des Wadi-Kelt nicht weit vor dem Austritt aus der Ebene bei Jericho liegt.

Doch genug davon, was soll ich noch mehr darüber berichten? Wir werden gern anerkennen, daß die Mönche Palästinas, indem sie in die Einsamkeit gehen, um dort Gott zu suchen, einem berechtigten, ja heiligen Trachten des Menschenherzens folgen. Wer wüßte nicht, wie schwer oder unmöglich es ist, in der Nähe der Menschen, im Lärm des Lebens Gott nahezukommen? Schon im Drang der gewohnten Tagesarbeit vergessen wir unseren

---

günstigende Henotikon (482) auf, zumal seitdem dieses durch Kaiser Anastasius energisch gefördert wurde. Der Aufruhr ließ erst nach, als das Henotikon preisgegeben wurde.

Gott nur zu oft. Kommen gar Sorgen und Anfechtungen, Leiden und Plagen über uns, werden unsere Wünsche durchkreuzt, geht unser Lebensweg anders, als wir meinten und hofften: siehe da, im Handumdrehen geht uns Gott verloren, so gern wir ihn festhalten möchten, so bitter weh sein Verlust uns ist. Da bleibt keine andere Rettung: wir müssen in die Einsamkeit, in die Stille. Dort halten wir mit Gott insgeheim Zwiesprache, sagen und klagen ihm alles, lauschen auf sein Kommen und seine Stimme. So hat es unser Heiland gehalten, so alle seine Jünger.

Doch wenn wir meinen, in der Einsamkeit noch etwas anderes zu finden: das ist verkehrt. Leicht schieben wir ja die Schuld an unserem Unglück, an unserer unerwünschten Lebenslage auf unsere Mitmenschen, auf die Verhältnisse. Wir meinen gern, wenn wir erst unter andere Lebensbedingungen gestellt würden, wenn wir — so wäre es uns am liebsten — mit den Menschen und ihrer Schlechtigkeit nichts mehr zu tun hätten, dann würden wir besser dran sein, dann würden wir auch selbst besser werden. Das ist derselbe Irrtum, der seit Tausenden von Jahren die Menschen in die Einsamkeit getrieben hat. Sie bedachten dabei zweierlei nicht: einmal, daß sie ihr eigenes Herz, das trotzige und verzagte Ding, den wahren Urheber all ihres Unheils, doch mitnehmen mußten, und ferner, daß in die Einsamkeit zu gehen, um dort zu wohnen, gegen den Willen Gottes ist, der vielmehr ausdrücklich geboten hat, daß wir Menschen, solange wir in der Welt sind, einander lieben, dienen und helfen sollen. Gottes Sohn ist in die Welt gekommen, daß er liebe, diene, helfe jedermann, daß er Sünder selig mache. Darum hat er zwar die Einsamkeit öfter aufgesucht, aber nie anders, als um dort Stärkung bei Gott zu suchen, und alsdann, von Gott gestärkt, wieder zu den Menschen zurückzukehren und sein Werk an ihnen fortzusetzen. Die Mönche, die in der Wüste Gott suchten und auf ihre Art ihn auch fanden, haben ihn für sich behalten:

Jesus, so oft er in der Einsamkeit seinen himmlischen Vater gesucht hatte, fand ihn, um ihn alsbald den Menschen zu bringen, damit sie alle mit ihm an demselben Gott und Vater teilhätten.

Darum brauchen wir, die wir uns Jesu Jünger nennen, keinen Gang in die Wüste und kein Wohnen in der Wüste, wenn wir zu Gott kommen wollen. Sein Heiligtum ist allenthalben, wo er begehrt wird: in der Stille des Kämmerleins, auf dem Grunde des Herzens. Dies Heiligtum sollen wir täglich aufsuchen, recht häufig für kurze Zeit, auf einen Augenblick, mitunter doch auch, um länger darin zu verweilen. Das ist unserer Seele not und wird nicht ungesegnet bleiben.

3. Anathoth.[1])

Anathoth ist ein kleiner Ort, eine Stunde nordöstlich von Jerusalem, auf einem Hügel gelegen. Wer heutigestags hinkommt, findet nichts Sonderliches: einige Dutzend niedrige Häuser, in regelloser Unordnung aus Lehm aufgebaut, nicht viel über Manneshöhe, mit je einer Öffnung in der Wand, die zum Abzug des Rauches dient, das Dach aus Holzstangen, die mit bewachsener Erde überworfen sind, gebildet, und zwischen den Häusergruppen hindurch unregelmäßige Gassen, die kaum für zwei nebeneinandergehende Erwachsene Raum lassen. Daneben findet man nur noch wenige Reste alter Mauern, die ins Mittelalter, in ihren Urbestandteilen vielleicht sogar in vorchristliche Zeit zurückweisen. Fast noch wehmütiger berühren die noch vorhandenen Trümmer einer christlichen Kirche, die aus den ersten Jahrhunderten stammen dürfte. Jetzt haben Russen die Trümmer aufgekauft, um sie wieder zu einer christlichen Kirche auszubauen. Rings um das Dorf herum ziehen sich fruchtbare Äcker, die wenigstens nach Nordosten hin sich über eine Stunde weit ausdehnen. Man reitet durch sie hindurch auf ansteigendem Wege, der einen Blick gewährt in das umliegende Bergland von Juda und Ephraim mit den einzelnen Ortschaften, die seine Höhen krönen, und sieht namentlich mit Wohlgefallen auf die Kuppe des Ölbergs mit dem hochragenden Russenturm, sowie über das rund tausend Meter tiefer gelegene Jordantal und das Tote Meer, von dem

[1]) Jer. 11, 18—23; 32, 6—15.

ein Stück sichtbar wird, hinweg zu den blauen Bergen Moabs hinüber. So gelangt man bald an ein auffallendes kubusförmiges Gebäude mit niedriger Kuppel, das mitten im Ackerland steht: es ist das Grabdenkmal eines sogenannten Wali, eines mohammedanischen Heiligen. Dieses wird von der eingeborenen Bevölkerung hoch in Ehren gehalten, aus abergläubischen Gründen, weil man die Macht des Wali fürchtet und seine Fürbitte begehrt. In der Behausung, welche die Größe eines mäßig großen Zimmers hat, fanden wir Ackergeräte aller Art aufgestellt. Die Landleute von Anathoth, denen die ringsum liegenden Äcker gehören, haben sie hier aufgestellt, damit der Heilige sie segne und ihre Äcker kraft seines Segens um so reichlichere Früchte bringen. Kein Dieb, so diebisch veranlagt die Eingeborenen auch sein mögen, würde es wagen, die hier geborgenen Ackergeräte anzutasten, weil er die Rache des Heiligen zu fürchten hätte und diese tatsächlich mehr als die Strafe des heiligen Gottes fürchtet.

Weiter und weiter in nordöstlicher Richtung fortschreitend, hatten wir bald einen Höhenzug erreicht, von dem aus es über Felsen und Felsstufen wie Felsblöcke steil abwärts in ein Tal ging, über welchem auf der gegenüberliegenden Seite eine ebenfalls steile, ja schroffe, fast senkrechte Felswand sich erhob. Als wir in halbstündiger, mühseliger Kletterei den Talboden erreicht hatten, stießen wir auf eine überaus wasserreiche Quelle, die Quelle Fara genannt, nach der das bis zum Jordan sich hinabziehende Tal in seinem oberen Teil der Wadi-Fara genannt wird. Wir kosteten das Quellwasser, von dem die Bewohner Anathoths in trockener Jahreszeit trotz des mühseligen, weiten Weges zu holen pflegen, ja das sie zum Verkauf selbst bis nach Jerusalem tragen: es war sehr warm, nicht der Hitze wegen, die schon damals im März nicht gering war, sondern von Natur. Hoch über der Quelle, an der südlichen Talwand, schwebt in der Höhe eine Laura (s. S. 22), die älteste von allen palästinischen, in der auch Euthymios, der Gründer von Mar-Saba, fünf Jahre gehaust

hat, mit der alle palästinischen Lauren und Klöster, außer Der-Dosi (s. S. 26) zusammenhängen. Ich bin in ihr auf halsbrecherischen Treppen und Steigen hinauf- und hinabgeklettert, bis in die Kapelle und die Werkstätten hinein, die in neuerer Zeit russische Priester dort eingerichtet haben. Von der Quelle aus zog sich das erst von Felsen eng eingeschlossene, allmählich sich verbreiternde, doch überall in leichter Neigung abfallende Tal in die Richtung zum Jordan hin und gab, je weiter wir durch es hinabschritten, immer zahlreicheren fruchtbaren Äckern Raum, durch die mitten hindurch der lustige Bach plätschert. Freilich reicht diese Strecke nicht viel weiter als eine Wegstunde hin: dann macht wieder die starre, steinige Wüste ihre Eigenart geltend. Dieses Tal ist mit Anathoth und seiner Geschichte, mit seinem größten Sohne, wie wir bald sehen werden, aufs innigste verbunden. Der so unansehnliche Ort, heute Anata genannt, hatte in biblischer Zeit überhaupt eine ungewöhnliche Bedeutung: er ist die Heimat vornehmer Geschlechter, vieler großen Männer gewesen.

Anathoth war erstlich, wie Gibeon, Gibea und eine vierte Stadt im Stamme Benjamin, von alters her Priesterstadt, wir sagen gewöhnlich: Levitenstadt. Von hier stammte der oberste Priester Davids, Abjathar. Weil er sich in eine Verschwörung gegen Salomo zugunsten von dessen Bruder Adonia eingelassen hatte, ward er seines Amtes entsetzt. Der König sprach ihm das Urteil: „Gehe hin gen Anathoth auf deinen Acker! Denn du bist des Todes. Aber ich will dich nicht töten: denn du hast die Lade des Herrn vor meinem Vater David getragen und hast mitgelitten, wo mein Vater gelitten hat.“ 1. Kön. 2, 26. Aus Anathoth stammten auch andere Vornehme, die, wiewohl sie Benjamin, dem Stamme ihres Königs Saul, angehörten, dennoch von Anfang an es mit David, dem Manne der Zukunft, hielten: unter ihnen war Abieser, einer der berühmten dreißig Helden Davids. 2. Sam. 23, 27.

Aber was konnten dem Ort Anathoth alle seine Priester und Helden helfen, wenn ihm doch mit dem ganzen Reich mit

Jerusalem zugrunde zu gehen drohte? Zwar der Kriegszug der Assyrer, der laut Jes. 10 Anathoth als eine der letzten Stationen vor Jerusalem durcheilte, ging, wie der Prophet verkündigt, ohne Schaden vorüber. Aber Nebukadnezar entvölkerte mit Jerusalem und anderen Städten Judas auch Anathoth. Es ward freilich nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft wieder neuaufgebaut: 128 Hausväter, so wird uns berichtet, siedelten sich in Anathoth wieder an. Aber seine Glanz- und Ruhmeszeit war unwiederbringlich dahin!

Hatte doch Anathoth im entscheidenden Augenblick, als sein Untergang ihm vor Augen stand und ein von Gott erweckter Warner ihm treulich und unablässig predigte, alle Warnungen mutwillig in den Wind geschlagen, ja freventlich mit Füßen getreten. Dieser Warner war Anathoths größter Sohn, Jeremia ist sein Name. Ein Priester seiner Herkunft nach, war er von Gott zum Propheten auserkoren und ist unter den großen Propheten ohne Frage der größte Prophet geworden, wenigstens wenn man die Größe eines Propheten an der Mitbeteiligung seines Herzens an seinem Amte mißt. Jeremia ist Priester und Prophet in einer Person gewesen: ein priesterlich gesinnter Prophet, dessen Herz von fürbittendem Eifer und opferwilliger Liebe zu seinem Volk, zu seiner Heimat glühte. Er hat einen so tiefen Eindruck von seiner Wirksamkeit und von seiner Persönlichkeit hinterlassen, daß noch viele hundert Jahre später die Frommen seine Wiederkehr erwarteten und ersehnten, ja gewisse Kreise sogar den Messias sich als einen neuen Jeremia vorstellten. Daher Jesus auf die Frage, die er in der Einsamkeit bei Cäsarea Philippi an die Jünger richtete: Wer sagen die Leute, daß ich sei? unter anderem auch diese Antwort erhielt: etliche sagen, du seist Jeremia.

Solch ein großer, gewaltiger, alle überragender Gottesmann ist Jeremia gewesen, und Anathoth hat für alle Zeiten die Ehre, seine Heimat zu heißen. Freilich, es hat diese Ehre wenig zu

würdigen gewußt. Wenn schon die Hauptstadt Jerusalem und das ganze Volk den Propheten Jeremia mißhandelt haben und ihm an Verleumdung und Schmach, an Bosheit und Verfolgung antaten, was immer möglich war, so hat doch Anathoth es am ärgsten getrieben. Als Jeremia zum erstenmal durch eine sinnbildliche Handlung im Hinnomtale und seine Predigt im Vorhof des Tempels den bevorstehenden Untergang des Reiches ankündigte, da ward er vom Oberaufseher des Tempels gröblich mißhandelt. Bald darauf wäre er fast ein Opfer der Wut der Tempelpriester und Lügenpropheten geworden, wenn nicht die Obersten des Volks und das Volk selbst sich schützend seiner angenommen hätten. Seine Predigten, die dem König Jojakim vorgelesen wurden, warf der König mit eigener Hand in das Herdfeuer. Als er dann Jerusalem verlassen wollte, um in seiner Heimat Geschäfte zu erledigen, wurde er im Stadttor verhaftet, geschlagen und auf längere Zeit in ein unterirdisches Gefängnis geworfen. Das geschah aus dem Grunde: er war für einen Überläufer gehalten worden. Er hatte nämlich beständig freiwillige Unterwerfung unter das Joch der Babylonier gepredigt. Nur so, verkündigte er im Namen Gottes, kann der völlige Untergang des Reiches Juda vermieden werden. Aber weder König noch Volk glaubten dieser Gottesbotschaft: sie warfen Jeremia vor, daß er ein Feigling und Vaterlandsverräter sei. Sie vergalten ihm seine treu gemeinten prophetischen Liebesdienste mit Anklagen und Verleumdungen schlimmster Art, mit denen sie Jeremias Herz aufs tiefste verletzten und schmerzten. Erst nach langer Zeit verschaffte Zedekia, der letzte König seines Volks, dem Propheten eine gewisse Erleichterung der Gefangenschaft. Doch bald darauf wurde er auf das Drängen der Obersten, weil er durch seine Predigt von Unterwerfung die Soldaten entmutige, wieder verhaftet und in eine Schlammgrube geworfen. Hier wäre er elend umgekommen, wenn ihn nicht ein Diener des Königs, ein Mohr, beizeiten herausgezogen hätte.

Das alles war gewiß schlimm. Was der Prophet hingegen in seiner engeren Heimat, unter seinen Landsleuten gelitten hat, das übersteigt alles andere. Unter ihnen vor allem wird er verkündigt haben, was mit seinem leinenen Gürtel geschehen war: denn nachdem er ihn auf des Herrn Befehl eine Zeit lang in einer Felsspalte des Wadi-Fara (unsere Bibeln lesen hier irrigerweise den Euphrat) versteckt hatte und ihn endlich zurückholte, als er verdorben und unbrauchbar geworden war, da hatte er gepredigt: „Gleichwie ein Mann den Gürtel um seine Lenden bindet, so habe ich, spricht der Herr, das ganze Haus Israel und das ganze Haus Juda mir als Gürtel umgebunden, damit sie mein Volk sein sollten, mir zu Preis, Lob und Ehre. Aber sie wollen nicht hören. Das böse Volk, das meine Worte nicht hören will, sondern nach den Einfällen seines Herzens hingeht und anderen Göttern folgt, ihnen zu dienen und sie anzubeten: sie sollen werden wie der Gürtel, der nichts mehr taugt. Ebenso wie diesen will ich das so hoffärtige Juda und Jerusalem verderben.“ Diese und ähnliche Reden, die auch in Anathoth laut wurden, erregten dort eine so hochgradige Erbitterung wider den Propheten, daß sie ihn tot zu schlagen beschlossen, und er sich wie ein arm Schaf vorkam, das zur Schlachtbank geführt werden soll. Aber er befahl sich und seine Sache dem gerechten Richter und drohte den Männern von Anathoth, die seine Gottesworte nicht mehr hören wollten, mit dem schrecklichsten Unglück; er verkündigte Verderben über den ganzen Ort, wie es sich ja auch bald darauf erfüllt hat.

So ist auch darin Jeremia ein Vorläufer des Herrn Jesus gewesen, daß er an sich die Wahrheit des Wortes erfahren mußte: „Ein Prophet gilt nirgend weniger als in seiner Vaterstadt.“ In jeder Weise ist Jeremia der Dulder unter den Propheten geworden und bis an sein Ende geblieben. Mit Gewalt hat ihn der Rest seines Volks trotz des Widerspruchs, den er im Namen seines Gottes erhob, nach Ägypten geschleppt, und er soll dort

zuletzt — sehr glaubhaft — von seinem eigenen Volke gesteinigt worden sein.

Aber schon lange brennt uns die Frage auf der Seele, wie sich der Prophet, der wie von seinem ganzen Volke, so besonders von seinen Landsleuten und in seiner Heimat so schwer bedroht, so arg verleumdet, so hart verfolgt wurde, wie er sich wohl dem gegenüber verhalten habe. Es wäre kein Wunder, wenn er sich kalt zurückgezogen, wenn er der Empfindung Raum gegeben hätte: wollen diese Leute alle, will mein Volk und meine Vaterstadt nicht hören, richtet alle Predigt des göttlichen Willens nur noch mehr Verbitterung an und steigert bloß den Widerstand, nun so will ich sie lassen, will mich von ihnen abkehren, will ihnen nicht mehr predigen. So hätten ohne Zweifel viele in seiner Lage gehandelt, und würden das auch bei einem Jeremia begreiflich oder gar richtig gefunden haben. In der Tat, die Versuchung dazu hat sich dem Propheten nahe gelegt. Er erzählt uns selbst davon. Denn er sagt: „Ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich, weil ich des Herrn Wort verkündige. Seit ich geredet, gerufen und gepredigt habe von Plage und Zerstörung, ist mir des Herrn Wort zum Hohn und Spott geworden täglich. Da," so fährt Jeremia fort, „dachte ich: Wohlan, ich will sein nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennend Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, so daß ich's nicht ertragen konnte, und ich wäre schier vergangen."[1]) Also, der Herr hat ihn, den Propheten, wider seinen Willen, seiner Natur entgegen, genötigt; ihn von innen heraus, durch die überwältigende Macht seines Geistes gezwungen, in seiner Predigt unbeirrt fortzufahren. Der Herr hat ihn, so drückt es Jeremia ebendort selber aus, überredet, und er, der Prophet, hat sich überreden lassen: der Herr ist ihm zu stark gewesen und hat es über ihn gewonnen.

[1]) Jer. 20, 7—9.

Oder auch: es lag für einen Jeremia nahe, sein widerspenstiges Volk, seine feindseligen Landsleute zu schelten, zu verwünschen, zu verfluchen. Wir können nicht leugnen (auch das erzählt er uns selber), daß er dieser Versuchung sogar wiederholt erlegen ist. Ja, er ist so weit gegangen, unter dem Eindruck der Lasten und Plagen seines schweren, übermenschlich schweren Berufs, sogar den Tag seiner Geburt zu verfluchen. Aber dergleichen ist bei ihm doch nur vorübergehend geschehen. Über den menschlichen Eifer und die natürliche Leidenschaft hat doch immer wieder und endgültig die Liebe seines Herzens, die Sache seines Gottes triumphiert. Er hat nicht nachgelassen, bis an sein Ende trotz Drangsal und Verfolgung sein Vaterland und seine Heimat zu lieben. Er hat bis zuletzt alles, wahrlich alles dran gesetzt, sein Volk und seine Landsleute auf den rechten Weg zu bringen. Es ist ihm nicht gelungen, es konnte nicht gelingen, aber er hat dennoch auf die Zukunft gehofft. Er hat auf den Trümmern seines Volks und Vaterlandes ein neues Volk und Vaterland erstehen sehen und ihm in herrlichen, innigen Tönen eine große, neue, ewige Zukunft vorausverkündigt. Er hat im Geist den Neuen Bund kommen sehen, in dem alles Wirklichkeit werden würde, um das er in der Gegenwart sich umsonst abmühte. Er wußte, daß trotz allem sein Werk nicht umsonst war. Er hat zu einer Zeit, wo der Untergang Israels vor der Türe stand und er selber in Kerker und Banden schmachtete, gleichwohl auf Gottes Befehl einen ihm zustehenden Landbesitz in seiner Heimat Anathoth käuflich erworben, zum Zeichen der Gewißheit dafür, daß in Zukunft noch einmal Israel aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehren würde, daß alsdann ein neues Volk in einem neuen Lande wohnen werde.

Auch in dem allen ist Jeremia ein Vorläufer unseres Herrn Jesus geworden, der trotz Widerstand und Verfolgung, trotz Leiden und Sterben seinem göttlichen Heilandsberuf und seinem Liebeswerk treu blieb und wohl wußte, daß auch nach

seinem Tode und durch seinen Tod die Sache Gottes zur Erlösung, Erneuerung und Beseligung seines Volks weitergehen werde für alle Zeiten.

Jeremia von Anathoth ist — alles in allem — ein rechter Vorläufer Jesu gewesen: wie er von seinem Volk und seiner Vaterstadt verachtet und verworfen wurde, und dennoch in der Liebe zu seinem Volk und Land treu blieb! Ein ganzer Mann, ein großer Mann, ein Gottesmann!

4. Silo.[1])

Es war in der Frühe des dritten Ostertages 1907, als ich mit meinen Freunden von Jerusalem aufbrach, um die Reise durch das Heilige Land anzutreten. Die erste Station der heiligen Geschichte, an der wir verweilten, war Silo, das am späten Nachmittag erreicht wurde. Vorüber ging es an all den früher schon besuchten Stätten im Norden Jerusalems: zur Linken blieben liegen Mizpa und Gibeon, zur Rechten Gibea, Rama und Bethel. Immer nordwärts führte der Weg, auf der Höhe des Gebirges Ephraim, das nach Westen allmählich zur Mittelmeer-Ebene, nach Osten steil zum Jordantal hinabfällt. Auf der ersten Wegstrecke lagen noch auf beiden Seiten der Straße höhere Bergkuppen, nachmittags ging es dann durch ein ganz enges Tal, bis zuletzt die Heerstraße nach Osten zu verlassen wurde. Bald danach ward durch eine üppig grüne Ebene nach Norden gelenkt, und schnell war ein großes Trümmerfeld, aus dem nur wenige hochragende Mauern emporblickten, erreicht.

Dies war einst Silo, die heilige Stadt Israels, von der aus den ältesten Zeiten so manche große und kleine Erinnerung auf uns gekommen ist. Denn Silo ist die erste heilige Stadt Israels gewesen, älter sogar als die heilige Stadt, die es in Israel eigentlich war und blieb und geblieben ist, als Jerusalem. Hier hat der älteste Tempel Israels gestanden, der Jahrhunderte vor dem salomonischen erbaut wurde. Silo war die letzte Station,

[1]) 1. Sam. 3. Jer. 26, 1—16.

wo ganz Israel ein gemeinsames Lager hatte. Hierher hat Josua sein Volk geführt, als die Eroberung des Landes vollendet war, als die großen Schlachten im Norden und Süden geschlagen waren. Hier wurde das Offenbarungszelt mit der Lade des Herrn, Stiftshütte genannt, aufgerichtet. Von hier wurden Männer ausgesandt, die das ganze Land zu vermessen und aufzunehmen hatten. Als sie zurückgekehrt waren, wurde von Josua an der Tür des Offenbarungszeltes das Land durchs Los verteilt und jedem einzelnen Stamm, auch den Leviten, ihr Gebiet zugewiesen. Von Silo aus zogen die einzelnen Stämme in ihr Gebiet. Auch die Ostjordan-Stämme Ruben, Gad und halb Manasse verließen hier endgültig das gemeinsame Lager, um heimzukehren, beschworen aber bald durch die Errichtung eines Altars vor dem Jordan-Übergang eine neue Versammlung des gesamten Israels in Silo herauf, wo beschlossen ward, gegen sie wegen Abfall von der gemeinsamen Religion zu Felde zu ziehen, bis durch eine befriedigende Erklärung jener Stämme die Angelegenheit gütlich beigelegt wurde. Noch einmal versammelte sich später aus ähnlichem Anlaß das ganze Israel, um wider den Stamm Benjamin einer Schandtat wegen zu Felde zu ziehen und um den hernach beinahe ausgerotteten Stamm wieder lebensfähig zu machen. Damals wurden 400 Jungfrauen ins Lager nach Silo gebracht, die den Männern Benjamins zur Ehe gegeben werden sollten; ja bei Gelegenheit eines Jahresfestes am Heiligtum zu Silo wurden Jungfrauen beim feierlichen Reigentanz überfallen und von den Männern Benjamins geraubt, um ihnen ehelich verbunden zu werden. Wilde Weisen einer altersgrauen Zeit, an denen wir keine Freude mehr zu haben vermögen!

Bald muß an die Stelle des Offenbarungszeltes ein fester Tempel aus Steinen getreten sein. So finden wir's in späterer Zeit, an der wir uns lieber freuen, wenn auch jetzt das Unglück nicht lange ausblieb. Nach Silo nämlich und seinem Heiligtum zog der Israelit in der ältesten Zeit Jahr für Jahr, um laut

gesetzlicher Pflicht dort Gott anzubeten und ihm zu opfern — ganz wie man später nach Jerusalem und seinem Tempel wallfahrtete. Einst war ein Mann, Elkana, der mit den Seinen diesen Weg schon oft gezogen war: jedes Mal hatte die eine seiner beiden Frauen, Hanna mit Namen, um ihres höchsten Wunsches Erfüllung, um das Gottesgeschenk eines Sohnes gebeten, auch das Gelübde getan, falls Gott ihr einen Sohn beschere, so wolle sie ihn für sein ganzes Leben Gott weihen, d. h. ihn dem Dienst am Tempel zuführen. Der Hohepriester Eli, der Zeuge ihres wort- und tränenreichen Gebetes war, warf zwar erst häßlichen Verdacht auf Hanna. Doch als sie ihm geantwortet: „Ich bin ein betrübtes Weib. Wein und starkes Getränk habe ich nicht getrunken, sondern ich habe mein Herz vor dem Herrn ausgeschüttet; ich habe aus meinem großen Kummer und aus meiner Traurigkeit heraus so lange geredet" — da erwiderte Eli mit einem Segenswunsch: „Gehe hin mit Frieden! Der Gott Israels wird dir geben, was du von ihm erbeten hast." Hannas Gebet fand Erhörung: Gott schenkte ihr den Knaben Samuel. Als er groß genug war, brachte sie ihn gemäß ihrem Gelübde zum Tempel in Silo, wo er unter den Augen des Priesters Eli den Dienst am Tempel besorgte, zugleich mit Elis Söhnen. Doch während diese durch Nichtswürdigkeit und Gottlosigkeit dem Tempel zu Silo einen bösen Namen machten, wuchs Samuel zum Wohlgefallen Gottes heran. Er ward in geweihter Stunde gar zum Propheten berufen. Dadurch ward Silo auf eine neue, ungleich höhere Rangstufe erhoben: aus Silo, der Tempelstadt, ward Silo, die Prophetenstadt. Denn besser als Tempel aus Stein und Holz, die zur Wohnung Gottes errichtet werden, sind Menschenseelen, in denen der lebendige Gott durch seinen Geist Wohnung nimmt. Der schönste Schmuck von Tempel und Kirche sind nicht Pracht und Glanz, Kunst und Technik, Gold, Silber und Kostbarkeiten, sondern Menschenherzen, die den heiligen, gnädigen Gott suchen und von ihm Rat, Hilfe, Stärke, Trost

begehren. Seit Jesus Christus steht diese Gnade allen offen: zur Zeit des Alten Bundes waren es nur einige auserlesene Menschenkinder, denen Gott in ihrem Herzen nahe kam und mit denen er in innige, dauernde Gemeinschaft trat, denen er seinen Rat und Willen, sein Heil und seine Gnade kundtat. Einer der wenigen Männer dieser Art im alten Israel und unter ihnen dem Rang und Ansehen nach der ersten einer ist Samuel gewesen.

Seine Berufungsgeschichte macht deutlich, wie er, erst unkundig des Umgangs mit Gott, allmählich gelernt hat des Herrn Stimme erkennen, bis er so weit war zu antworten: „Rede, Herr, dein Knecht hört" — und die Weisungen und Weissagungen des Herrn entgegenzunehmen, dann auch anderen den Willen Gottes in Gericht und Gnade zu offenbaren. Denn auf die Berufung im Heiligtum zu Silo sind noch viele andere Gelegenheiten gefolgt, wo Gott in Silo dem Samuel erschien und ihm sein Wort ins Herz gab. Noch in spätester Zeit gedachte man des heiligen Mannes, und als der letzte Priester aus Elis Haus, Abjathar, von Salomo seines Amts entsetzt wurde, da wurde dies als Erfüllung eines Gotteswortes erkannt, das Samuel in Silo über das Haus Elis verkündigt hatte.

Es war damals für ganz Israel eine ernste Zeit. Das Volk war gegen die Philister, die seine Freiheit und Einheit ernsthaft bedrohten, ins Feld gezogen und ihnen unterlegen. Da hatte Israel in seiner Verzweiflung die Lade Gottes aus Silo geholt und war fest überzeugt, daß ein Kampf, in dem die Lade Gottes gegenwärtig sei, für die Besitzer der Lade nur siegreich sein könne. Allein ihr Aberglaube ward hart gestraft: trotz der mitgenommenen Lade ward Israel nochmals geschlagen, ja die Lade selbst fiel den Feinden in die Hände. Das war ein harter Schlag! Schwerer war bisher kaum eine Trauerkunde in Israel gewesen als die, die jener Mann aus Benjamin am Abend einer solchen Niederlage nach Silo zu Eli brachte. Der saß bangen

Herzens um der Lade willen auf einem Stuhl neben dem Stadttor und spähte nach Nachrichten in der Ferne. Als er aber erfuhr, was geschehen war: das Volk besiegt, seine beiden Söhne in der Schlacht gefallen, die Lade Gottes in den Besitz der Feinde geraten — da fiel er vor allzugroßem Schreck vom Stuhle und starb.

Die Philister aber wußten ihren Sieg auszunützen: sie gewannen auch Silo und zerstörten den Tempel vollständig, so daß die Priesterschaft Israels seitdem am Heiligtum in Nob dicht bei Jerusalem wohnte. Noch viele hundert Jahre später dachten Psalmisten und Propheten mit Entsetzen an das Schicksal der Gotteswohnung zu Silo zurück und erinnerten ihr Volk daran. Jeremia vor andern war es, wie uns in seinem Buche wiederholt berichtet wird, der mit ganzem Ernst auf das Schicksal der einstigen Wohnstätte Gottes in Silo hinwies, und drohte, daß es dem Tempel zu Jerusalem noch ebenso ergehen werde wie dem Tempel in Silo; daß, so wenig die Leute, die einst auf den Tempel und die Lade in Silo ihr Vertrauen gesetzt hatten, damit hätten bestehen können, ebenso wenig seine Zeitgenossen in Jerusalem und im ganzen Reiche Juda mit ihrem Vertrauen auf Tempel und Tempelwerk bestehen würden. Denn des Menschen Bestand, Heil und Kraft hing damals und hängt heute nicht an heiligen Stätten mit ihren Werken und Zeremonien, sondern einzig und allein an dem lebendigen Gott.

Dies immer erneut in Erinnerung zu bringen, traten wie vor, so auch nach Samuel hin und her in Israel Propheten auf. Auch in Silo. Wir hören, daß unter Salomo in Silo ein Prophet namens Ahia wohnte, der einst Jerobeam auf freiem Felde traf und ihm die Königsherrschaft ankündigte. Das Wort ward erfüllt, als nach Salomos Tode am Tage der Königswahl zu Sichem zehn Stämme von seinem Sohne Rehabeam abfielen und Jerobeam die Königskrone übertrugen. So ist, indem der Prophet in Silo als Urheber der Trennung Israels dargestellt

wird, zum Ausdruck gebracht, daß auch die Reichstrennung in Israel mit zu dem göttlichen Geschichtsplan gehört. In seinem Dienst steht auch wieder ganz folgerichtig die Verkündigung, die derselbe Prophet Ahia späterhin gegen Jerobeam zu richten hatte. Als nämlich Jerobeams Sohn erkrankte, schickte der König seine Gemahlin zu dem Propheten, um wegen der Wiedergenesung des Knaben zu fragen. Als aber das Weib (um nicht als Königin erkannt zu werden, so sehr schämte sie sich, wie sich Jerobeam schämte, der darum auch nicht selber hingehen mochte) verkleidet ankam und bei dem Propheten eintrat, da mußte sie die Schreckensbotschaft hören: „Komm herein, Weib Jerobeams! Warum verstellst du dich? Ich bin mit harter Botschaft an dich beauftragt. Geh hin und sage Jerobeam: so spricht der Herr, der Gott Israels: ich habe dich zum Fürsten über mein Volk Israel erhoben und dir das Königtum des Hauses Davids gegeben. Du aber bist nicht gewesen, wie mein Knecht David, der meine Gebote hielt. Du hast übel getan, mehr als alle, die vor dir gewesen sind: du hast dir andere Götter und gegossene Bilder gemacht und hast mich verworfen. Darum will ich Unglück über das Haus Jerobeams heraufführen und alles, was männlich ist, ausrotten und wegfegen, wie man Kot wegfegt. Wer von Jerobeam in der Stadt stirbt, den sollen die Hunde fressen; wer aber von ihm auf dem Felde stirbt, den sollen die Vögel des Himmels fressen: denn der Herr hat es geredet. So mache dich auf und geh heim: und wenn dein Fuß in die Stadt eintritt, wird das Kind sterben.“ — Das Prophetenwort erfüllte sich: der Knabe starb, und Jerobeams Haus ward ausgerottet zu seiner Zeit — alles gemäß dem Wort Ahias, des letzten Propheten in Silo. Ja, Ahia von Silo soll nach späterer Überlieferung sogar ein Buch geschrieben haben, worin seine Weissagungen verzeichnet standen und worin auch Davids Geschichte geschrieben war.

Jedenfalls hören wir seit dieser Zeit von Silo, der Tempel- und Propheten-Stadt, so gut wie nichts mehr. Israel mag sich

geschämt haben, von Silo zu berichten, wie es ja auch wohl aus dem gleichen Grunde in allen seinen uns erhaltenen Schriften durchaus nichts von einem so wichtigen und einschneidenden Ereignis, wie der Zerstörung Silos, erwähnt. Gelegentlich nur erfahren wir, daß in dem traurigsten Zeitabschnitt unmittelbar nach der Zerstörung Jerusalems mit Männern aus Sichem und Samaria auch solche aus Silo auszogen, um, nachdem der Tempel zu Jerusalem jetzt auch, wie einstens der in Silo, untergegangen war, Opfer und Anbetung an anderer heiliger Stätte darzubringen. Ein ganzes Jahrtausend später hat der Kirchenvater Hieronymus bezeugt, er habe in Silo noch die Trümmer des umgestürzten Altars gefunden. Dann wird, wieder erst fast tausend Jahre später, im 14. Jahrhundert Silo von einem jüdischen Festpilger erwähnt. Endlich nach weiteren fünfhundert Jahren sind von dem deutsch-amerikanischen Reisenden Robinson 1838 die Trümmer des längst vergessenen und verloren geglaubten Silo wiedergefunden und als solche erwiesen worden. Das ist alles, was wir aus der Geschichte der letzten dreitausend Jahre dieses einst, aber nur für eine kurze Weile so berühmten Orts, der heiligen Stadt Silo wissen.

Heute also? Wie sieht es heute aus? Es läßt sich kurz sagen: aus der Tempelstadt und Gottesstadt ist eine Trümmerstadt geworden. Das ist alles. Aber selbst in seinen Trümmern legt Silo noch ein machtvolles Zeugnis ab. Etwas abseits von der Hauptstraße zwischen Jerusalem und Sichem, vier Stunden südlich von Sichem und ebenso weit nördlich von Bethel, ungefähr in der Mitte zwischen Jerusalem und Samaria gelegen, krönte Silo einen Hügel, der auf allen Seiten von höheren Hügeln und weiterhin von Bergen umgeben ist. Man hat von hier nur nach Süden Aussicht auf eine größere, recht freundlich ausschauende Ebene, die Ebene von Turmus-Aja, wie die Eingebornen sie nennen (für Silo sprechen sie Seilūn). Ein Teil dieser Ebene heißt merdsch-el-îd, d. h. die Festwiese,

möglicherweise nach dem erwähnten Jahresfest bei dem altisraelitischen Heiligtum von Silo genannt. Am Fuße des Hügels finden sich Quellen, die in mehreren Reihen übereinander geordnet sind: auch in der Ebene befindet sich eine Quelle. Ein großer Teich liegt in Felsen gebettet. Die Felswände hinter dem den Hügel im Norden begrenzenden schmalen Tal zeigen deutliche Spuren alter Gräber. Die Abhänge der Berge ringsum haben einst, wie die Bibel erzählt, Weinberge getragen; jetzt liegen sie öde. Auch von dem mittelalterlichen Dorf, dem Nachfolger der einstigen Stadt, sind keinerlei Gebäude unversehrt erhalten. Das ganze Dorf ist ein verfallenes, ein richtiges „Sommerdorf". So heißen nämlich heutzutage die Dörfer hin und her im Heiligen Lande, die nur einige Wochen lang in der Erntezeit bewohnt sind und, sobald die Ernte auf den umliegenden Feldern vorüber ist, wieder verlassen werden. Man kann also von Silo beides sagen: es ist unbewohnt, und es ist bewohnt. Am besten von allen Gebäuden ist eine Moschee mit Dach am Südost-Ende der Ortslage erhalten: sie führt den stolzen Namen Dschāmi il-jeteim, d. i. die unvergleichliche, einzigartige Moschee. Auch ihr Inneres fand ich zu meinem Staunen leidlich gut erhalten und nicht ohne Interesse. Neben diesem Heiligtum steht ein alter, prächtiger Eichbaum. Nicht weit ab liegt eine zweite Moschee, kleiner, aber höher gelegen, ohne Dach, „die Moschee der Vierzig" (nämlich: Gefährten Mohammeds) genannt. In der Nähe dieses Gebäudes hat wahrscheinlich das älteste Silo gelegen, worauf auch der große Teich tief unten östlich von den beiden Moscheen hinweist. Westlich an die zweite Moschee angelehnt, fast genau südlich von der ersten liegt ein großes Steingebäude, das zwölf Meter im Quadrat hat und bemerkenswerte Ornamente an der Tür zeigt, nämlich auf dem schon heruntergestürzten Steinbalken der Oberschwelle zwei Kränze, die eine Vase umgeben, alles in Bas-Relief ausgeführt. Das Gebäude mag aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt stammen und war vielleicht

eine gemauerte Grabstätte. Zwischen dem Unkraut des Innenraums entdeckte ich noch die Reste von vier Pfeilern. Endlich scheint erwähnenswert ein im Norden des Orts befindlicher ummauerter großer Hof, dessen Längsseite 120 m, dessen Breitseite fast 23 m beträgt.

Mehr ist von Silo beim besten Willen nicht zu sagen. Aber selbst die Trümmer sind an dieser Stelle lieb und wert, weil sie so viel altehrwürdige, heilige Erinnerungen bergen. Als ich nach einstündigem Aufenthalt Silo verließ, wollte es mir auf dem weiten Wege bis zum ersten Nachtquartier im Zeltlager (dieses lag in der Richtung nach Sichem zu) nicht aus dem Sinn: das ist also die heilige Stadt Silo gewesen, die Gott einst durch seinen Knecht Josua, den Helden aus Ephraims Stamm (zu dessen Gebiet gehörte Silo), und durch Propheten wie Samuel und Ahia groß gemacht hat, bis sie ihren Ruhm an die größere Jerusalem abtreten mußte. Ihr Tempel wurde von der Herrlichkeit eines größeren abgelöst; doch mehr noch (schon vor seiner Zerstörung) von jenen prophetischen Gottesmännern. Zuletzt kam der größte aller Propheten, der Gottessohn Jesus Christus. Vor seinem Angesicht und in seiner Gemeinschaft gilt es freilich nichts, wenn Heiligtümer zerfallen und heilige Orte vergessen werden und heilige Menschen dahin gehen. Aber der Herr adelt auch Trümmer heiliger Stätten, die ihm einst mit den Weg haben bahnen helfen. Er verklärt auch einen Ort wie Silo, der in seiner Weise, nach der Auffassung vieler Jahrhunderte, des Herrn Kommen geweissagt hat. Jesus stellt alle heiligen Menschen alter und neuer Zeit in seinen Dienst, daß ihre Kronen vor der seinen erbleichen müssen und willig ihm zu Füßen gelegt werden. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!

5. Sichem.[1])

Von Silo, wo wir soeben den Führungen Gottes mit seinem Volk nachgedacht haben, geht unser Weg nach Sichem. Nach einer starken Stunde westlicher Wanderung zwischen niedrigen Höhen hindurch erreichten wir die große Straße, die von Jerusalem im Süden nach Sichem und Galiläa im Norden führt. Dann ging es, erst auf schlechtem, sumpfigen Pfade, später, da, wo eine breite fruchtbare Ebene, El-Machna genannt, anhebt, nach Sichem, das in vier Stunden erreicht wird. Der Weg führt dort, wo er nach Westen durch ein enges Tor zwischen den Bergen Garizim zur Linken und Ebal zur Rechten abbiegt, am Jakobsbrunnen vorüber. Da liegt an der Kreuzung der Sichemstraße mit der Straße, die nördlich weiter in die Jordanebene und zum See Genezareth führt, Sichem. Am Jakobsbrunnen fand jene ewig denkwürdige Unterredung zwischen Jesus und dem samaritischen Weibe statt, die in des Herrn Predigt vom rechten Beten ihren Höhepunkt hatte.

Sichem trägt nicht umsonst von alters her seinen berühmten Namen. Schon zur Zeit der Vorväter Israels hatte Gott hier Großes getan. Hier war die erste Station, die Abraham erreichte, als er dem Befehl Gottes gehorsam Vaterland, Verwandtschaft und Vaterhaus verließ und in ein unbekanntes Land zog. Sichem war die erste Stadt Kanaans, wo Abraham mit seinem Zuge Halt machte. Unter einer Terebinthe östlich von der Stadt,

[1]) Vgl. 1. Mos. 12, 1—8. Joh. 4, 1—24.

einem heiligen Baum oder Gottesbaum, erschien der Herr Abraham zum erstenmal auf Kanaans Boden und verhieß ihm: „Deinen Nachkommen will ich dies Land geben.“ Dann erbaute Abraham an dieser Stätte nach Empfang der ersten Verheißung den ersten Altar und opferte Gott Dank für seine gnädige Führung bis hieher.

Jahre vergingen: da kam Abrahams Enkel Jakob aus Mesopotamien, wohin er wegen seiner Missetat vor seinem Bruder Esau geflohen war, zurück und schlug vor der Stadt Sichem sein Lager auf. Er kaufte das Feld, auf dem sein Lager stand, von dessen Eigentümern. Doch mußte er es später mit Schwert und Bogen erobern, ehe er es auf dem Sterbebette seinem Sohne Joseph vermachen konnte. Damals hat der Kampf um den Besitz Sichems begonnen. Die Stadt lag auf einem schmalen Bergrücken, der von Süden nach Norden gestreckt die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeer und dem Jordantal bildet. Heute liegt an eben der Stelle das Dorf Balata, während das heutige Sichem weiter westlich gelegen ist. Damals lag der Brunnen Jakobs im Osten dicht vor der Stadt. Die Veränderungen, die Sichem im Laufe der Jahrhunderte erlebt hat, nahmen schon früh ihren Anfang. Doch konnte Jakob noch nichts von dem allen ahnen, als er nach Sichem kam und eingedenk seines Vorfahren Abraham allen seinen Hausgenossen und Begleitern gebot, die fremden Götter abzutun und die Götzenbilder ihm zu übergeben, damit er mit den Seinen fortan reinen Gottesdienst übe. Unter dem heiligen Baum Abraham verscharrte er alsdann die Götzenbilder seines Hauses. Lange Zeit wohnte Jakob zu Sichem und ließ dort in Berg und Tal auf fruchtbaren Auen von Josephs Brüdern das Vieh hüten.

Viele hundert Jahre waren vergangen. Nach langjährigen Kämpfen hatte Israel das Land Kanaan gewonnen. Josua, sein Führer versammelte zum Abschied noch einmal die Vertreter des Volks in Sichem. In langer, herzlicher Ansprache hielt er ihnen

alle Wohltaten Gottes von den Zeiten der Väter her vor und stellte sie und das Volk vor die Entscheidung, ob sie Gott oder den Götzen dienen möchten. „Ich aber und mein Haus," so schloß er wirkungsvoll, „wollen dem Herrn dienen". Eine Losung, die noch heute jeder fromme Hausvater erwählt und die der König auf Preußens Thron, Friedrich Wilhelm IV., seinen Untertanen zum leuchtenden Panier, hoch hielt.

Seit jenem Abschied Josuas waren Sichem und das Gesetz Gottes in Israels Erinnerung auf das innigste verbunden. Die einen erzählen, daß Josua in Sichem dem Volk das ganze Gesetz vorgelegt und mit ihnen den Gottesbund erneuert, auch zum Andenken daran einen großen Stein unter dem heiligen Baum Abrahams und Jakobs errichtet habe. In anderer Fassung lautete es, daß je die Hälfte der Stämme auf den Bergen Garizim und Ebal Segen und Fluch feierlich verkündigt habe, den Segen vom Garizim über die Täter des Gesetzes, den Fluch vom Ebal auf seine Übertreter. Denn der Garizim mit seinen Quellen und fruchtbaren nach Sichem zu herunterhängenden Nord-Abhängen ist ebenso eine Stätte des Segens, wie der Ebal an seinem Südende wegen Quellenmangel und dürftigen Gewächses zur Stätte des Fluchs sich eignet. Noch anders erzählte man, daß Josua auf dem Berge Ebal einen Altar errichtet und die Steine mit dem Gesetz beschrieben und vorgelesen habe: diese Steine hätten aus dem Jordan gestammt und wären mit Kalk getüncht, dann mit den Geboten Gottes beschrieben worden.

Jedenfalls war Sichem seit den Zeiten der Väter eine heilige Stadt. Hier waren auf dem Felde Jakobs auch die Gebeine Josephs begraben; das Grab wird noch heute nicht weit nördlich vom Jakobsbrunnen gezeigt. Sichem ward auch zur Levitenstadt und als Zufluchtstadt für Totschläger ausersehen. Sichem bildete viele Jahrhunderte lang den stolzen Besitz des Stammes Ephraim; doch mußte er um diese Ehre lange Zeit mit dem Stamm Manasse streiten. An den Stamm Manasse insbesondere knüpft eine

wichtige, doch verhängnisvolle Begebenheit der Geschichte Israels an. Es war zur Zeit des Richters Gideon. In Sichem befand sich das Heiligtum des Baal-Berith, d. h. des Bundesgottes, wie Israels Gott hier genannt wurde. Am Osteingang des Tals stand ein starker Festungsturm, Millo genannt, zum Schutz der Stadt. Gideon hatte sein Volk vor den feindlichen Midianitern gerettet und groß gemacht, den ihm angebotenen Königstitel aber abgelehnt. — Denn er sprach: „Nicht ich will herrschen über euch, und auch nicht mein Sohn soll über euch herrschen, sondern der Herr soll über euch herrschen.“ Aber sein unebenbürtiger Sohn Abimelech dachte darüber anders und erwarb mit Gewalt und vielfachem Morde (er ließ seine siebenzig Brüder töten) die Königsherrschaft. Vergeblich erhob der einzig überlebende Bruder Jotham mit seinem herrlichen Gleichnis von der Königswahl der Bäume Widerspruch. Schon nach drei Jahren gab es Krieg zwischen der meist noch kanaanitischen Stadt und ihrem israelitischen Könige: der eroberte und zerstörte Sichem, nahm dann aber bald im weiteren Verlauf des Krieges ein schmähliches Ende.

Noch einmal sollte Sichem unerwartet zu der Ehre kommen, Königsstadt zu werden. Damals war es, als nach Salomos Tode die Israeliten Königswahl in Sichem hielten und bei dem Sohne Salomos den Antrag stellten: „Mache den harten Dienst und das schwere Joch, das dein Vater uns auferlegt hat, leichter.“ Aber wie lautete die Antwort Rehabeams? „Hat mein Vater euer Joch schwer gemacht, so will ich es noch schwerer machen; hat mein Vater euch mit Peitschen gezüchtigt, so will ich euch mit Skorpionen züchtigen.“ Da fiel ganz Israel außer Juda vom Hause Davids ab: Jerobeam wurde König zu Sichem und befestigte seine Residenz, ließ aber Bilderdienst und Götzendienst gewähren. Das wurde der Fluch des Reiches. Zwar trat Sichem bald hinter Samaria, das von Ahabs Haus zur Hauptstadt erhoben wurde, zurück. Aber Sichem blieb eine wichtige Stadt, doch ohne großen Ruhm. Ihre Priester werden vom Propheten

Hosea als Wegelagerer, Räuber und Mörder gestraft. Der Götzendienst war im ganzen Reiche mächtig, bis Sichem nach kaum 250 Jahren durch den assyrischen Eroberer sein Ende fand.

Mit der Königsstadt Sichem war es jetzt für immer vorbei. Was der Psalmist hoffte, daß Gott noch einmal Sichem an Israel zurückbringen werde, trat nicht ein. Ein neues Geschlecht wuchs heran. Klein war laut Jeremias Bericht die Zahl derjenigen, die noch nach Jerusalems Untergang in das Südreich zogen: Männer aus Sichem wie aus Silo und Samaria, achtzig an der Zahl, um dem Gott Israels Opfer zu bringen. Die große Masse des Volkes aber hatte sich längst mit den Ansiedlern aus fernen Landen, die der assyrische König entsandt hatte, vermischt und von ihren Priestern halb heidnische Weise angenommen. Es entstand das Mischvolk der Samariter, die vergeblich Anschluß an den zweiten Tempel Jerusalems und seine Gemeinde suchten. Im Gegenteil, der Riß zwischen Samaritern und Juden wurde immer größer. Sichem wurde der Mittelpunkt der Samariter-Gemeinde. Auf dem Berge Garizim ward ums Jahr 300 v. Chr. ein eigener Tempel gebaut. Doch die Juden trachteten danach, gemäß der Weissagung Obadjas auch die Gefilde Samarias zu gewinnen. Sie erlangten auch in den Makkabäerkämpfen drei Bezirke des Landes, die ihnen sogar vom syrischen König steuerfrei überlassen wurden. Die Samariter aber kämpften natürlich von Anfang an auf seiten der Feinde Israels, Judas durchzog oft mit seinem Heere das Land. In dieser Zeit war der Tempel auf dem Garizim, wie der von Jerusalem, dem gastlichen Zeus, einem griechischen Gott, „entsprechend der gastfreundlichen Gesinnung der Ortsbewohner," wie es heißt, geweiht. (Damals wohnte auch ein syrischer Statthalter auf dem Berge Garizim.) Aber vierzig Jahre später wurde jener Tempel samt der Stadt Sichem von dem jüdischen Feldherrn Hyrkanus zerstört. Wieder vierzig Jahre später fand in der Nähe des neu aufgebauten Sichem eine Schlacht statt, in der das jüdische Volk mit Hilfe

des Syrerkönigs seinen eigenen gewalttätigen Fürsten Alexander Jannäus schlug und verjagte, bis er später mit neuer Macht zurückkehrte. Die Feindschaft zwischen Samaritern und Juden bestand unverändert fort: sie besteht noch heute. Der fromme Jesus Sirach bekennt, indem er alle Menschenkinder mustert, daß er gegen zwei Völker Abscheu hege, ein drittes aber kein Volk, des Namens wert, sei: die Edomiter, die Philister und „das törichte Volk, das zu Sichem wohnt". Aus den Evangelien ist bekannt, wie tief die Kluft war. Ein Samariterdorf verweigerte Jesus und seinen Jüngern die Herberge, weil sie Juden waren, die nach Jerusalem wallfahrteten. Juden und Samariter gaben und gönnten einander nicht einmal einen Trunk Wassers.

Gleichwohl hatten die Samariter ebensogut wie die Juden die fünf Bücher Mose im Besitz und lebten (und leben bis auf den heutigen Tag) nach allem, was im Gesetz geschrieben steht. Der größte Menschenkenner, der Herzenskündiger Jesus, der die Verlorenen zu retten für seine Heilandsaufgabe hielt und auch unter den schlechten Menschen gute, an und in den schlechten Menschen etwas Gutes fand: er hat auch Samariter kennen gelernt, die zu den edelsten und frömmsten der Menschen gehörten. Er hat dem Namen Samariter, der damals als Schimpfname gebraucht ward, und auf Jesus selbst angewandt wurde, ein ewiges Ehrendenkmal in der Geschichte der Menschheit und der Frömmigkeit gesetzt. Wer kennt nicht den barmherzigen Samariter, das hell leuchtende Beispiel rein menschlicher Nächstenliebe? Wer kennt nicht den dankbaren Samariter, den einzigen von zehn geheilten Aussätzigen, der wieder umkehrte zu Jesus und mit lauter Stimme Gott die Ehre gab? Ja Jesus, der zwar in seinen Erdentagen den Jüngern die Weisung gab, nicht in der Samariter Städte zu ziehen, hat es für seine Person nicht verschmäht, in der Stadt Sichem einzukehren, und hat an ihrem Brunnen, dem Jakobsbrunnen, Sichem unvergängliche Ehre bereitet.

Da ist Sichem mehr als die Stadt der Väter, mehr als die Stadt der Könige, mehr als die Stadt der Samariter geworden: fortan darf sie auch Jesus-Stadt in ganz besonderem Sinne heißen. Denn Jesus hat hier das größte Wort vom Beten gesprochen, das je gesprochen worden ist. Das samaritische Weib, das zum Jakobsbrunnen kam, Wasser zu schöpfen, und einen Mann traf, der zu ihr vom Wasser des ewigen Lebens redete, war ein sündiges Weib, die ihren schönsten weiblichen Schmuck mit Füßen getreten hatte. Aber so viel Sehnsucht nach dem Himmelreich und so viel Verständnis für den Weg zum Heil hatte sie sich doch bewahrt, daß sie gleich auf eine große Hauptsache ihres Glaubens, die zwischen Juden und Samaritern seit Jahrhunderten Streitgegenstand gewesen war, zu sprechen und zu fragen kam. Nämlich auf die Frage: wo soll man beten? auf dem Berg Garizim der Samariter oder auf dem Zionsberg der Juden? Jesus gibt den Entscheid: weder auf Garizim noch zu Jerusalem. Den Garizim hatte er samt dem Weibe am Jakobsbrunnen unmittelbar vor Augen, und beide konnten auf ihn hinweisen mit den Worten: auf diesem Berge. Jerusalem und den Berg Zion hatte Jesus kürzlich verlassen. Nein, die rechten Beter, sagt er, sollen den Vater seinem Willen gemäß im Geist und in der Wahrheit anbeten. „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Es ist traurig, aber Tatsache, daß dies Wort auf biblischem Boden am allerwenigsten — von der allerersten Zeit der Christenheit abgesehen — verstanden und beherzigt worden ist. Das Gebet bei Samaritern und Mohammedanern, bei Juden und Christen im heiligen Lande ist allermeist Lippenwerk, äußere Übung, hat keine Kraft der Heiligung. Bei den Samaritern der Gegenwart in ganz besonderem Sinne.

Ihre Gemeinde hat eine überaus traurige Geschichte hinter sich. Wie es ihnen zur Zeit, als noch die Juden Palästina inne hatten, erging, hörten wir schon. Es folgten alsdann zuerst

bessere Zeiten. Getreu dem Wort des gen Himmel fahrenden Meisters, daß seine Apostel Zeugen von ihm auch in Samaria sein sollten, predigten sie, als nach der ersten Verfolgung die Christen Jerusalems fliehen mußten und sich bis ins Land Samaria zerstreuten, auch den Samaritern das Evangelium. Philippus kam nach Sichem, Petrus und Johannes folgten nach, viele nahmen das Wort Gottes an. Eine Zeit des Friedens und der Blüte für Samaria begann. Auch Paulus und Barnabas besuchten auf ihrer Reise zur Apostelversammlung in Jerusalem Samaria und grüßten die samaritischen Christengemeinden. Doch es kam bald anders. Ein gut Teil Samariter, die Mehrzahl blieb ungläubig. Sie kämpften auch den großen Freiheitskampf mit, der zur Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 v. Chr. führte: denn auch sie hatten ihr Vaterland und ihre Freiheit lieb. Sie wurden blutig unterworfen, einmal ihrer über zehntausend auf dem Gipfel des Garizim wegen Aufruhrs von den Römern niedergemacht. Aber nicht nur bestand ihre Gemeinde fort, sie behielt auch, als die Juden Jerusalem verloren, ihren heiligen Mittelpunkt Sichem und bestand ähnlich wie die jüdische, in vielen kleinen Abteilungen durch das ganze römische Reich hin. Namentlich betrieben sie (ganz wie ihre jüdischen Nebenbuhler) Wechselgeschäfte und besaßen selbst eine eigene Synagoge in Rom. Aber seit Kaiser Konstantin machten sie ihrem wütenden Haß gegen die Christen, die sie als Nachfolger der Juden betrachteten — es waren ja hier auch allermeist frühere Juden — öfter Luft, verfolgten die Christen und töteten sie, empörten sich gegen die kaiserliche Herrschaft. Später erwählten sie sogar einen eigenen König, der aber von Kaiser Justinian besiegt wurde; ihre Synagogen wurden ihnen dann genommen, so daß viele mehr oder weniger unfreiwillig zum Christentum übertraten, viele zu den Persern entflohen. Noch im fünften und sechsten Jahrhundert hören wir mancherlei von den Samaritern in großen Städten verschiedenster Länder. Als die Araber das Land gewannen, behandelten sie

die Samariter als eine kleine, ohnmächtige Schar glimpflich. Um so härter verfuhren die Kreuzfahrer mit ihnen, plünderten öfter ihre Stadt und mißhandelten die Bewohner. Sultan Saladin, der die Kreuzfahrer vertrieb, ließ die Samariter aufs neue den Leidenskelch kosten. Dann kamen die Mongolen und verbrannten Sichem, es folgten die Mameluken und die Türken. Neue Eroberer, neue Kriege, neue Leiden: das war der Verlauf der Geschichte der Samariter. Kein Wunder, daß ihre Zahl immer mehr abnahm: schon im 12. Jahrhundert zählten sie in Sichem nur hundert Seelen, was der Zahl der gegenwärtigen Gemeindeglieder entspricht; aber damals gab es noch in Cäsarea, Askalon, Damaskus und sonstwo Gemeinden, die zusammen über tausend Seelen zählten. Ja, bis ins 17. Jahrhundert hinein wissen wir von einer samaritischen Gemeinde in Kairo. Jetzt gibt es Samariter nur noch in Sichem oder Nablus, und wiewohl sie den am wenigsten schmutzigen, südwestlichen Teil der Stadt bewohnen, ist ihr Leumund wegen Unredlichkeit, Betrügerei u. dgl. ein schlechter. Ihre Gemeinde, wie gesagt etwa hundert Seelen stark, steht unter dem Regiment ihres Hohenpriesters. Ihren Namen „Samariter" erklären sie selbst als: „Bewahrer" des Gesetzes und nennen sich am liebsten noch gegenwärtig „Israeliten". Sie haben die hebräische Bibel im Gebrauch, allerdings mit starken Abweichungen, und seit dem 12. Jahrhundert haben sie auch eine samaritanische Bibelübersetzung, die doch heutzutage nur die Gelehrten verstehen, da das Volk sich der arabischen Landessprache bedient. Außer der Bibel Alten Testaments besitzen sie an Büchern nur zahlreiche gottesdienstliche Lieder und Gebete. Sie rühmen sich gern, daß auf ihrem Berge Garizim die Stiftshütte gestanden, die Opferung Isaaks vorbereitet wurde, der Altar ihres einstigen Tempels und die zwölf Steine mit dem darauf verzeichneten Gesetz sich noch hier befinden; daß auch hier, nicht auf dem Ebal, die Verlesung des Gesetzes geschehen sei. Auf einem breiten Platz unterhalb des Gipfels

feiern sie alljährlich das Passah in alttestamentlicher Weise und nehmen dort für die ganze Osterzeit, je nachdem zwei bis sieben Tage lang, Wohnung. Die Gruben auf dem Steinfeld, die ihnen als Opferstätte dienen, habe ich beschaut und es tief im Herzen beklagt, wie weit das Beten der Samariter selbst noch hinter dem Beten der Juden zurücksteht. Es klingt fast wie Hohn, wenn die Samariter ihren Berg Garizim als Bethel (= Gotteshaus) bezeichnen, und wenn sie in ihrer elenden, kleinen Synagoge eine Gesetzesrolle vorzeigen, die fast bis in das Zeitalter Moses zurückreichen soll. Kurz, ihr ganzer Aberglaube ist heute fast ärger, als er zu Jesu Zeiten war. Wohl haben sie die Stürme der Jahrhunderte und die Überrumpelungen vieler Feinde seit mehr als zwei Jahrtausenden überdauert. Aber nicht nur ist ihre Zahl immer kleiner geworden, sondern sie sind auch immer weiter vom rechten Gebet und Gottesdienst, von Gott selber abgerückt. Was hilft ihnen das lateinische Kloster, die evangelische (anglikanische) Kapelle und Schule zu Sichem, wenn sie Jesus Christus und sein Evangelium um keinen Preis an sich herankommen lassen wollen?

Dabei ist Sichem noch heute eine wunderbar gesegnete Stadt. Seit Kaiser Vespasian im Jahre 72 n. Chr. sie unter dem Namen Neapolis, heute Nablus gesprochen, westlich von der alten Stätte Sichems, neu gegründet hat, ist sie immer wieder neu erstanden und heute, außer von dem Häuflein Samaritaner und einer geringen Christenschar, von vielen tausend Mohammedanern bewohnt. Schon die Ebene El-Machna, die nach Sichem hinführt, zwei Meilen lang und eine Meile breit, zeigt üppig wogende Weizen- und Gerstenfelder; mitten drin zahlreiche kleinere Gruppen von Ölbäumen auf felsigen Erhebungen der Ebene und zwischen den silbergrünen Blättern der Bäume die grauen Mauern einer Menge von Dorfhäusern. Aber erst recht das Tal von Sichem selbst ist mit wunderbarer Fruchtbarkeit gesegnet, so daß daraus begreiflich wird, wie oft und blutig zu

allen Zeiten um seinen Besitz gestritten worden ist. Es sind zahlreiche Quellen, etwa achtzig, die zu Sichems Flur gehören, so daß das Tal von Sichem das quellenreichste des ganzen Westjordanlandes heißen darf. Die meisten kommen aus dem Fels des Garizim hervor und sind imstande, nachdem sie die Gärten Sichems bewässert haben, mit vereinten Kräften als ein Bach noch unterhalb der Stadt einige kleine Mühlen zu treiben: die Straße führt am Mühlbach entlang. Im ganzen Tal wachsen außer Weizen und Gerste, die ich im April reif zur Ernte sah, Bohnen, Linsen, Baumwolle, Tabak, da stehen zahlreiche Gruppen von Ölbäumen, Mandelbäumen, Feigenbäumen, Orangenbäumen; Weinstöcke und Palmen fehlen auch nicht. Da gibt es gegen zwanzig Seifenfabriken, deren schmutzige Abfallstoffe die Wege umsäumen. Kurz der äußere Wohlstand Sichems, das in einem zwischen hundert und tausend Meter breiten Tal sich über eine halbe Wegstunde hin erstreckt, läßt nichts zu wünschen übrig. Auch für die öffentliche Sicherheit ist gesorgt, indem östlich von der Stadt, links vom Wege eine neue Kaserne steht, neben der unter den Augen der türkischen Soldaten wir beim Durchkommen, nach dem Abstieg vom Garizim, eine längere Rast machten. Aber was bedeutet alle diese natürliche und äußere Herrlichkeit, wo die Herrlichkeit Jesu vergessen ist, unter Trümmern auf der Höhe begraben liegt? Denn auf dem Garizim sind noch die Reste einer altchristlichen Kirche neben einer rechteckigen Festung, beide vielleicht von Kaiser Justinian erbaut, vorhanden. Auch die schöne, weite Aussicht von diesem Berge in die lachenden Täler von Sichem und Machna, auf den quellenreichen nördlichen Abhang und den südlichen Abhang, der so öde ist wie der Gipfel selbst; der Fernblick, der bis ans Mittelmeer und nach Jafa, bis zu den blauen Bergen des Ostjordanlandes, ja bis zum schneebedecktem Hermon reicht — das alles, so schön und großartig es sein mag, es entschädigt nicht für den wehmütigen Eindruck, daß der älteste und ehrwürdigste Volksteil Sichems von dem Besten in der Welt nichts weiß und nichts hat.

Vergeblich auch schauen wir an der Lehrstätte Jesu, dem Jakobsbrunnen, uns nach Besserem um. Er wird von dem berühmten Pilger von Bordeaux im vierten Jahrhundert als noch vorhanden und von ihm besucht erwähnt. Der Kirchenvater Hieronymus hat eine über dem Brunnen gebaute Kirche geschaut, die nach den Kreuzzügen zerfallen ist und jetzt samt dem Brunnen sich im Besitz der griechischen Christen befindet. Zu einer neuen griechischen Kirche ist hier unlängst, am 2. August 1908, im Beisein des griechischen Patriarchen von Jerusalem der Grundstein gelegt worden. Noch heute wie allezeit ist der Brunnen eine bemerkenswerte Anlage, die in dieser quellenreichen Gegend den Schluß herausfordert, daß ihrem ersten Besitzer (war es Jakob oder wer sonst?) nicht gestattet war, eine der vorhandenen Quellen zu benutzen. Daher hat er diese mühevolle und kostspielige Anlage geschaffen: einen Brunnen, der noch jetzt über zwanzig Meter tief ist, einst aber (der Boden ist mit dem Schutt von Jahrhunderten bedeckt) über dreißig Meter tief war, und der in Form eines Zylinders von über zwei Meter Durchmesser (weit enger ist die Öffnung) in die Tiefe geht. Mag der Brunnen einst tief gewesen sein, um das ganze Jahr hindurch Wasser zu geben, so versiegt er jetzt bald nach der Regenzeit.

Ja, Sichems und des Jakobsbrunnens Herrlichkeit ist dahin. Doch was Jesus dort vom Beten verkündigt hat, das bleibt. Alle äußeren Regeln über das Beten, die an Orte und Zeiten, an Sitten und Gebräuche, an Schranken des Standes und des Volkes und des Glaubens gebunden sind, hat er abgetan. Gott will als Geist nur geistig, inwendig, mit dem Herzen angebetet sein. Ihm ist es gleich, ob auf Garizim oder Zion, ob in der Kirche oder im Kämmerlein, ob zu gewohnter Zeit oder in frei erwählter, ob mit äußerem Prunk oder in kahlen, öden Formen oder wie sonst er angebetet wird: wenn nur des Menschenherzens tiefstes Verlangen zu seinem Gottesherzen den Weg findet und so Menschenherz und Gottesherz Verbindung miteinander, innige

Gemeinschaft gewinnen. Diese Anbetung im Geist ist auch eine solche in der Wahrheit: sie darf als dem wahren Wesen Gottes entsprechend gelten und ist allein des Namens Anbetung wert.

Wer an dieser Heilandsregel vom wahren Gebet das Gebet, wie es in der Welt selbst, in der Christenheit üblich ist, prüft, wer vor allem sein eigenes Beten prüft, wird bald inne werden und beklagen müssen, wie wenig wahres Gebet in der Welt ist, wie selten er selber im Geist und in der Wahrheit betet. Unser Beten ist oft genug Gewohnheitssache, bloßes Lippenwerk. Mund und Haltung, der äußere Mensch scheinen zu beten: aber das Herz ist ferne von Gott, die Gedanken sind nach vielen Richtungen zerstreut. Ja es kommt vor, wir sind kalt und träge zum Gebet, aber wir möchten gern uns sammeln und andächtig sein, doch wir vermögen es nicht. Weil wir so ferne von Gott sind, in diese Welt und ihre Nöte, in unsere Sorgen und Sünden uns verstrickt haben, darum steht das Gebet im Geist und in der Wahrheit als ein hohes, schier unerreichbares Ziel vor unserer Seele. Wir können es freilich anders nicht erreichen als durch Annäherung an Jesus, durch Einleben in seines Geistes Art, durch inneren Umgang mit seiner Heiligkeit und Liebe, mit seinem Ernst und seiner Freundlichkeit. Das eben ist für uns und die Menschheit die unvergängliche Bedeutung Sichems, daß Jesus hier uns und allen eine Aufgabe gestellt hat, die unser ganzes Leben ausfüllt, deren auch nur annähernde Lösung uns Kraft und Hilfe, Frieden und Seligkeit bringt.

Es war schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert, wo ein frommer Jude Theodotus Sichem und seine Geschichte für wichtig genug gehalten hat, sie in einem besonderen Gedicht zu verherrlichen. Wir Christen kennen und singen mit allen Betern auf Erden und im Himmel den ewigen Lobgesang auf Sichem, die Samariterstadt: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Der Lobgesang tönt fort in Zeit und Ewigkeit.

6. Samaria.[1])

Von Sichem zog ich weiter nach Samaria. Hinter der Stadt geht es durch das Tal von Sichem, das zwischen 100 und 1000 Meter breit ist. Je weiter wir uns von der Stadt entfernen, um so breiter wird das Tal. Lange Zeit geht es an einem Mühlbach entlang, zwischen wogenden Saaten und fruchtbaren Bäumen, die jetzt im April ihre beste Zeit haben. Bald verlassen wir die Hauptstraße und es geht rechts einen langen Bergabhang hinauf. Auf der Höhe haben wir einen wunderbaren Fernblick: grüne Ebenen und milde Bergformen, hie und da eine Ortschaft eingebettet, prangen miteinander um die Wette. Und bald liegt sie auch vor uns, die einst so stolze Königstadt Samaria, auf einem erhabenen Hügel, der sich mehr als hundert Meter über dem breiten Talgrund erhebt. Auf allen Seiten fällt der Hügel steil ab. Von Westen nach Osten ist er sanft geneigt und senkt sich in langen Terrassen. Rings herum wird er durch Talmulden und weiterhin von einem Kranz höherer Berge mit zahlreichen kleineren und größeren Tal-Einschnitten umrahmt. Nur an einer einzigen Stelle, auf der Nordost-Seite, ist er durch einen schmalen Landrücken mit den umsäumenden Höhen verbunden. Schon aus weiter Ferne macht dieser Hügel, der zuerst selber den Namen Samaria trug, inmitten des Talkessels, samt seiner weiten Umgebung einen gar lieblichen und so freundlichen Eindruck. Die wilden, zerrissenen Formen, die wir vom Süden des Landes her gewohnt sind, fehlen hier ganz.

[1]) Vgl. 1. Kön. 16, 23—33. 2. Kön. 6, 8—23; 6, 24—7, 20.

Doch es gilt vorerst, ehe der Hügel von Samaria erreicht ist, noch einmal wieder tief hinab ins Tal steigen und nach Durchschreitung des Tals die Höhe von Samaria in steilem Anstieg gewinnen. Welch angenehmer Weg ist das! Überall plätschernde Wasser, aus denen beim Durchschreiten die Reittiere einen eiligen Trunk nehmen. Überall auf dem Talgrund Gezwitscher und Gesang der Vögel. Überall Grün, Leben, Freude!

Wahrlich, der hat keinen schlechten Griff getan, der diesen Berg mit dieser Umgebung zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Israel erkor. Es war Omri, der Vater Ahabs, der, als in der bisherigen Hauptstadt Thirza sein Palast verbrannt war, diesen Hügel für rund 15 000 Mark von seinem bisherigen Besitzer, der auf ihm Getreide und andere Früchte zog, käuflich erwarb und dann eine Stadt darauf erbaute, die er im Anschluß an den Namen des bisherigen Besitzers Samaria nannte.

Seitdem war Samaria, die Gründung eines Königs, von Königen bewohnt bis zur Zeit ihres Untergangs. Die Könige Israels bauten hier ihre Paläste, fanden hier ihre Grabstätte. Samaria hatte mit ihren Königen Freud und Leid, Sieg und Niederlage zu teilen. Hier baute Ahab neben der Gottesdienststätte des Herrn mit dem Ascherabild ein Haus für Baal samt Altar. War dieses seiner phönizischen Gemahlin Isebel zuliebe gebaut und so nachbarliches Verhältnis zum geistlichen Unsegen geworden, so brach von dem anderen Nachbar im Norden, von den Syrern, Verderben für den Bestand des Reiches herein. Denn von Anfang an hatten die Syrer von Damaskus in Samaria ihr Handelsquartier und suchten allmählich die Obergewalt über den schwächeren Nachbar zu gewinnen. Ihr König Ben-Hadad führte viele Kriege gegen Ahab und belagerte ihn öfter in seiner Hauptstadt. Wohl konnte Ahab mit seinem Heere einmal durch einen Ausfall die Belagerer vertreiben. Wohl gelang es ihm einmal, den Feind in der Ebene Jesreel bei Aphek niederzuwerfen, und dann als stolzer Sieger Einzug in

Samaria zu halten. Aber als er mit Josaphat von Juda, seinem Vasallen oder unfreiwilligen Verbündeten, der ihn damals besucht und mit dem er große Feste gefeiert hatte, zum letztenmal gegen die Syrer zu Felde zog, ließ er sich zwar auf seinem Thron vor dem Tore Samarias neben Josaphat sitzend, von Propheten beraten. Aber sie berieten ihn falsch, und der einzige wahre Gottesprophet, Micha mit Namen, der ihm die Wahrheit, nämlich bevorstehende Niederlage und den sichern Tod im Kampfe voraussagte, fand bei ihm kein Gehör, sondern ward bei Brot und Wasser gefangen gesetzt. König Ahab zog also trotzdem aus und wurde, fern von seiner Hauptstadt, in der Schlacht bei Ramoth-Gilead im Ostjordanland besiegt und getötet. Seine Leiche ward nach Samaria zurückgebracht und hier beigesetzt. Als aber der Wagen, der den König zurückgebracht hatte und durch das Blut aus seiner Todeswunde besudelt worden war, im Teich von Samaria gewaschen wurde, da kamen die Hunde und leckten das Blut, damit das Wort des Propheten Elia über des Königs Missetaten erfüllt würde.

Sein Nachfolger Ahasja hatte noch mehr Unglück zu leiden. Als er in seinem Palast zu Samaria aus dem Obergemach durch das Gitter herabgestürzt war und auf den Tod erkrankte, fand er, wieder nach Elias Wort, sein baldiges Ende, weil er zum Philistergott um Genesung geschickt und den Gott Israels vergessen hatte. Vergeblich also war alle Predigt der Propheten an Ahab und seinem Hause gewesen. Vergeblich war es, daß Elisa nach Elias Himmelfahrt von Bethel und vom Karmel kommend, in der Hauptstadt Samaria selbst Wohnung nahm. Sein Ruf drang zwar von hier aus in weite Ferne, indem eine Dienstmagd im Hause des syrischen Feldhauptmanns Naeman, als ihr Herr aussätzig ward, ihm die Hilfe Elisas anpries und gegenüber Naemans Frau den Wunsch aussprach: „Ach daß mein Herr bei dem Propheten zu Samaria wäre, der würde ihn von seinem Aussatz losmachen!“ Aber in Israel selbst fand der Prophet

keine Ehre. Seine göttliche Botschaft ward allermeist ungläubig aufgenommen, ja verlacht, wiewohl er allein durch Gott den rechten Weg wußte und von ihm die ganze Macht besaß. Dies hat er glänzend bewährt, damals als er von einem Heer der Syrer bei Nacht überfallen ward, und wiewohl er von allen Seiten umringt war, dennoch zu seinem erschrockenen Diener voller Glaubenszuversicht sagte: „Fürchte dich nicht, denn derer ist mehr, die bei uns sind, als derer, die bei ihnen sind.“ Und dann führte er das Syrerheer, das sich blindlings von ihm führen ließ, bis in die Stadt Samaria hinein und ließ es nachher unangefochten wieder seines Wegs ziehen. Ein anderesmal, als der Syrerkönig Ben-Hadad wieder die Stadt belagerte und die Hungersnot so hoch stieg, daß Mütter ihre leiblichen Kinder schlachteten und der König Israels darob an den Rand der Verzweiflung geriet, da verkündete der Prophet Elisa im Namen Gottes dem Boten des Königs, der ihn zu töten entsandt war, daß schon morgen wieder wohlfeile Zeit sein werde. Worauf ein Ritter, der Adjutant des Königs, ungläubig zur Antwort gab: „Und wenn der Herr Fenster am Himmel machte, wie könnte das geschehen?“ Der Prophet aber antwortete: „Mit deinen Augen wirst du es sehen und nichts zu essen bekommen.“ Des Propheten Wort ging in Erfüllung: unerwartet zog der Feind ab, Aussätzige entdeckten und meldeten es, die Israeliten durften die Vorräte des Lagers der Syrer sich zu eigen machen, und jener Ritter kam im Volksgedränge unter dem Tore um.

Das Maß der Sünden des Königshauses aus Ahabs Geschlecht war erfüllt. In einem furchtbaren Blutgericht ward das ganze Haus, auch Ahasja, König von Juda, der sich vergeblich in Samaria zu verstecken suchte, und alle Baalspriester von Samaria ausgerottet. Jehu hieß der Mann, der diese Blutschuld auf sich nahm und dann, blutbefleckt wie er war, den Königsthron bestieg. Doch unter seinen Nachfolgern nahm das Reich noch einmal einen gewaltigen Aufschwung: die Syrer

wurden besiegt und aus dem Lande vertrieben, so daß es Ruhe vor ihnen hatte. König Joahas besiegte auch das Reich Juda, eroberte Jerusalem, plünderte den Tempel und saß dann, nachdem er Syrien und Juda geschlagen, als mächtiger König auf seinem Thron zu Samaria. Sein Sohn Jerobeam II. erweiterte die Grenzen des Reichs noch mehr, so daß das Reich Israel auf die höchste Höhe der Macht gelangte und das Reich Juda vor ihm wieder zunichte wurde. Als König Amasja von Juda Söldner aus dem Nordreich, die er zum Feldzug gegen Edom geworben, vorzeitig entließ, fielen diese von Samaria her in sein Land ein und plünderten es bis Bet-Goron vor den Toren Jerusalems. Derselbe König wurde später von Joas, dem König Israels, den er im Übermut herausgefordert, besiegt, gefangen genommen und die Hauptstadt Jerusalem selbst erobert. Nicht besser erging es König Ahas von Juda, der geschlagen wurde: reiche Beute aus Juda wurde wieder nach Samaria geschleppt, nur die Gefangenen bald entlassen.

Indes bei der äußeren Macht und Pracht, die das Reich Israel zu dieser Zeit zierte, war inwendig leider alles faul. Ein Prophet nach dem andern stand auf, um wider Samaria und seine Sünde Zeugnis abzulegen. Es waren Amos, Hosea, Jesaja, Micha, die im Verlauf weniger Jahrzehnte mit ganzem Ernst das Gericht über Stadt und Reich Samaria verkündigten. Amos strafte die Üppigkeit und das Wohlleben, dem sich Samarias Bewohner, auf ihren Ruhebetten faulenzend, ergaben. Er schalt die Stolzen, die sich auf den Berg Samarias und seine sichere Lage verließen, als ob der Feind ihnen nichts anhaben könne. Er redete besonders den vornehmen Frauen ins Gewissen, die die Geringen bedrückten und den Armen unrecht taten, die für ihre eigne Person nichts begehrten als zu essen und zu trinken. „Wehe euch," rief er allen zu, „der Herr spricht: mich verdrießt die Hoffart Jakobs, ich bin ihren Palästen gram, ich will die Stadt mit allem, was darin ist, in des Feindes Gewalt geben."

Amos ruft die Philister aus den Palästen zu Asdod und alle Ägypter auf, daß sie auf dem Berge, auf dem Samaria liegt, sich versammeln und Zeugen des Unrechts werden sollen, welches in der Stadt im Schwange geht. Den Fluch Samarias, d. i. den Bilderdienst, durch den sie ihre Schuld nur immer größer machten, straft er nicht minder als Hosea, sein jüngerer Zeitgenosse, der als Grundsünde Israels immer wieder den Stierdienst in Stadt und Land rügt und daneben viele andere und schwere Sünden wie Falschheit, Diebstahl, Einbruch, Räuberei zu schelten hat. „Darum," sagt er, „soll Samaria zugrunde gehen, der König in Samaria einem Holzsplitter gleich auf dem Wasser schwimmen. Die ganze Stadt, das ganze Land soll seine Widerspenstigkeit gegen Gott und seine Gebote schwer büßen: das Schwert soll sie alle samt den Kindern und Ungeborenen dahinraffen."

Nicht anders redet der große Jesaja wider Samaria. Der Raubzug gegen Jerusalem, den er erlebte, soll nicht glücken: Samaria ist die Hauptstadt Ephraims und nicht mehr. Wohl führen seine Bürger jetzt das stolze Wort im Munde: „Backstein-Gebäude sind eingefallen, aber mit Quadersteinen wollen wir sie wieder bauen; Maulbeerbäume sind umgehauen, aber Zedern wollen wir für sie neu pflanzen!" Doch der Prophet ruft über die stolze Stadt sein Wehe aus. „Wehe der stolzen Krone auf dem Haupt des fetten Talgrundes! Das Gericht Gottes wird sie ereilen, der König von Assyrien die Beute aus Samaria wegtragen." In gleichem Sinne predigt Micha über Samaria, wo neben der Gottesdienst-Stätte des Herrn der Götzendienst seine Ehre hatte: die Stadt solle vernichtet werden, daß auf dem Berge Samarias nur Steinhaufen und Raum zu Weinpflanzungen übrig bleiben würden.

Es kam so, wie die Propheten in vierstimmigem Chor angekündigt. Salmanassar zog wider Samaria, als sein letzter König in Frevelmut sich gegen die Oberherrschaft der Assyrer

aufgelehnt hatte, und belagerte drei Jahre lang die Stadt, die sein Nachfolger Sargon zerstörte und dem Erdboden gleichmachte. Da war Samarias Herrlichkeit zu Ende. Fortan wurde das Schicksal Samarias oft der Gottesstadt Jerusalem angedroht, von Freunden nicht minder als von Feinden. So drohte der Assyrerkönig gleich nach Samarias Fall, so drohten Propheten im Zeitalter des gottlosen Königs Manasse.

Doch es verging noch geraume Zeit, fast anderthalb Jahrhunderte, bis dies sich erfüllte. Inzwischen lag Samaria in Trümmern, doch nicht allzulange. Es erhob sich bald wieder und erhielt wie das übrige Land eine aus Israeliten und Heiden gemischte Bevölkerung, eine aus Gottesdienst und Götzendienst zusammengeschweißte Religion. Der Hauptteil der Bevölkerung war vom Eroberer hin und her in fremde Lande verpflanzt, dafür (namentlich durch den großen Assyrerkönig Assurbanipal oder Asnappar) aus der Fremde heidnische Bevölkerung eingeführt worden. Der Widerspruch der Propheten gegen die Höhen-Tempel, der schon seit alters gegen Samaria laut geworden war, verhallte ungehört. Das Werk des Königs Josia, der, als er in Juda den Gottesdienst reinigte, auch die Höhentempel in der Stadt und Landschaft Samaria vernichtete, kam nicht ans Ziel. Aber der Prophet Jeremia, der von den Propheten Samarias wußte, wie sie im Namen Baals geweissagt und das Volk irre geführt hatten, verkündigte nicht nur, daß noch wieder auf Samarias Bergen Weingärten gepflanzt werden und ihre Bewohner zur Anbetung nach dem Zion hinaufziehen würden. Sondern er durfte es auch schon selber erleben, daß achtzig Männer, die außer von Sichem und Silo auch aus Samaria kamen, gen Süden zogen, den alten Gott Israels anzubeten, freilich nachdem inzwischen auch Jerusalem schon gefallen und der Tempelberg verwüstet war. Da hatte sich erfüllt, was nach anderen Propheten vor allem Hesekiel noch in letzter Stunde so eindringlich und wiederholt gepredigt hatte, daß Jerusalem

seine ältere Schwester Samaria in den schlimmsten Sünden übertroffen habe und daher den Becher gleichen Unheils wie Samaria trinken solle. Doch, so fügte er hinzu, Samaria soll einst auch wiederhergestellt werden wie Jerusalem.

Es ist nicht ganz so gekommen, wie Hesekiel erwartete. Wohl regierte in der Stadt Samaria ein persischer Statthalter, der die Einheimischen und die Fremden zusammenschloß. Aber die Nachkommen Israels fühlten sich doch als Zugehörige Jerusalems und begehrten Aufnahme in die Gemeinschaft der aus Babel zurückgekehrten Juden. Doch umsonst. Die Samariter wandten sich an den Perserkönig, der damals die Oberherrschaft führte, und ihr Statthalter ward ermächtigt, den Bau der Mauern Jerusalems aufzuhalten, was viele Jahrzehnte hindurch in Geltung blieb. Es gab damals langjährige Zwistigkeiten zwischen Juden und Samaritern. Das Ende war eine erbitterte Feindschaft, die bis auf den heutigen Tag unversöhnt geblieben ist. Die Stadt Samaria selbst hatte freilich mit dem allen weniger zu tun, da der Mittelpunkt der Samariter-Gemeinschaft in Sichem war. Die Stadt Samaria hatte fortan eine andere Geschichte.

Es waren Bewohner dieser Stadt, die zur Zeit Alexanders des Großen einen der Beamten des Königs ermordeten, den Präfekten Cölesyriens, und dafür schwer zu büßen hatten. Der König gab der Stadt eine neue griechische Bevölkerung. In den auf seinen Tod folgenden langjährigen Kämpfen wurde sie einmal von Ptolemäus Lagi geschleift, bald darauf von Demetrius Poliorketes völlig zerstört. In der Makkabäerzeit war Samaria wieder eine ansehnliche feste Stadt geworden, die von den Juden unter den Söhnen Hyrkans I. aufs neue erobert und zerstört wurde. Später, zur Zeit von Alexander Jannäus, war sie im Besitz der Juden, wurde von Pompejus zu Syrien geschlagen, dann von dem römischen Feldherrn Gabinius wieder aufgebaut und hieß davon „Stadt des Gabinius“. Aber ihre höchste

Blüte erlebte sie doch, als Kaiser Augustus sie dem König Herodes schenkte. Denn dieser hat sie seit dem Jahre 30 v. Chr. derart vergrößert und verschönt, daß sie eine halbe deutsche Meile im Umfange maß und ihres neuen Namens „Sebaste" (Kaiserstadt), den sie in der Form Sebastje noch heute führt, durchaus würdig ward. Denn in ihr stand ein prächtiger Tempel des Kaisers Augustus, der hier als Gott verehrt wurde. Eine herrliche, auf beiden Seiten von Säulen eingefaßte Straße führte an der Südseite vorbei, während am Nordabhang eine Rennbahn eingerichtet war. Aber alle diese Herrlichkeit war bald vergangen. Nicht lange nachher wurde Samaria von Sichem überflügelt. Bis ins sechste Jahrhundert zwar walteten noch christliche Bischöfe in Samaria ihres Amts. In den Kreuzzügen des Mittelalters erbauten auf der Nordseite in halber Höhe des Berges die Johanniter-Ritter zu Ehren ihres Patrons, des Täufers Johannes, eine Kirche. Sie ist nun längst im Besitz der Mohammedaner, die ein Seitenschiff notdürftig zu einer Moschee hergerichtet haben. Auf dem Gebiet der alten Kirche liegt auch noch eine in den Fels gehauene Gruft, zu der man auf 21 steilen Stufen hinabgelangt. Das Ganze ist von einer Kuppel überdacht. Die Gruft wird als das Grab Johannes des Täufers bezeichnet und als solches auch von den Mohammedanern hoch in Ehren gehalten.

Leider treiben sich in der Nähe der Johanneskirche gegenwärtig — zur Schande des Christennamens — Männer umher, die schwindelhafterweise sich für Helfer amerikanischer Missionare erklären und Gaben für die „Christengemeinde Sebastjes", die es gar nicht gibt, sammeln und dadurch viele Fremde betrügen. Zu spät erst leider erfuhr ich, daß ihre Sammlung auf Lug und Trug ruhe, als ich schon meinen Namen in ihr Sammelbuch eingetragen und ihnen ein Scherflein gereicht hatte.

Dies ist kein erfreuliches Bild der Gegenwart. Aber in Samaria ist alles, was zur Gegenwart gehört, unerfreulich. Das heutige Sebastje ist ein Bauerndorf, das aus armseligen

Hütten besteht. Wo einst Prachtgebäude und Paläste gestanden haben, ist jetzt Getreide- und Gemüsefeld oder Fruchtbäume. Auf dem Gipfel, wo einst Ahabs elfenbeinernes Haus stand, gedeihen jetzt Saubohnen in üppiger Fülle. Von der Vergangenheit und ihrer Herrlichkeit zeugt zurzeit nur noch eine Reihe arg verstümmelter Säulen. Es sind Reste von einigen fünfzig Kalkstein-Säulen übrig geblieben, die in doppelter Reihe, einst eine Straße einschließend, ohne Kapitäl, mehr oder weniger hoch (etwa ein Drittel von jeder steckt heutigestags im Erdboden) aus den Getreidefeldern und Gemüsegärten herausragen. Auf der Südseite des Berges ziehen sie sich von Westen nach Osten bis hin zu einem Trümmerhaufen in der Nähe der Kirche; auf der Nordseite stehen ebenso vereinzelte Säulen, Trümmer der alten Rennbahn. Es sind die Überreste der stolzen Bauten eines Königs Herodes. Wer will sagen, wieviel hier noch unter der Erdoberfläche begraben liegt? Sicherlich der Kaisertempel und andere Bauten der herodianischen Zeit, vielleicht auch noch greifbare Erinnerungen an die Königszeit Israels. Jetzt mutet der Hügel Samarias von außen an wie Nichtigkeit und vergrabene Herrlichkeit. Samaria, die einst so stolze Königstadt, sitzt seit fast zwei Jahrtausenden im Elend, daß man ihr eine Erneuerung wünschen möchte. Eine Erneuerung nicht bloß geschichtlicher Art, wie sie zur Zeit im Werke ist, wo Ausgrabungen durch eine nordamerikanische Gesellschaft unter Professor Reißners Leitung begonnen und schon mancherlei Erinnerungen an das herodianische Zeitalter zutage gefördert haben. Nein, vielmehr eine Erneuerung der Menschenseelen tut not, daß Unchristentum und Trugchristentum, wie es dort wohnt, vergehe und die wahre Herrlichkeit, nämlich das Evangelium, über Samaria leuchte.

Samaria, du Königstadt! Gegründet von einem König, Wohnstätte und Regierungssitz und Begräbnisort vieler Könige; von Königen bist du einst mit viel Segen und Sieg geschmückt, aber auch mit viel Sorgen und Sünden erfüllt, durch Kriege

und Kriegsgeschrei geplagt worden. Als deine erste Königszeit schon siebenhundert Jahre lang im Staube lag, da bist du wiederum von einem Könige zu Ehren gebracht worden, doch nur auf kurze Zeit. Seit 2000 Jahren warteſt du nun schon auf die dritte Königszeit, auf die Königsherrschaft Jesu Christi, der dich ewig herrlich machen will. O komm bald, König Jesus, nach Samaria!

7. Nazareth.[1])

Nazareth: das Wort an sich hat zunächst wenig freundliche, lockende Kraft. Nazareth war seit alters ein Städtchen ohne Namen und Berühmtheit. Im ganzen Alten Testament wird der Name nicht ein einzigesmal erwähnt. Auch andere Zeugen aus alter Zeit erwähnen ihn nicht. Der Ort muß klein und verachtet gewesen sein: nichts Gutes hatte man je von ihm gehört, nichts Großes erwartete man daher von ihm. Dies ist der Sinn der Äußerung Nathanaels, die inzwischen nicht nur sprichwörtlich geworden, sondern freilich auch längst zuschanden gemacht worden ist.

Denn Nazareth ist Jesu Heimat: daher seine Ehrenstellung in der Welt, wie sie nicht größer gedacht werden kann. An vielen Stätten hat Jesu Fuß geweilt: sie sind uns auch sonst bekannt, Nazareth ist uns einzig durch Jesus und um Jesu willen bekannt geworden. An manchem Ort hat Jesus gewohnt, nirgend so lange wie in Nazareth, nämlich sein ganzes Leben lang, von wenigen Jahren abgesehen. Was Nazareth noch heute bedeutet, das geht einzig auf Jesus, auf die Eigenschaft des Orts, Jesu Heimat zu sein, zurück.

Die ersten Blätter des Neuen Testaments erzählen davon, daß Jesus von Kindesbeinen auf in Nazareth wohnte und daher Nazarener hieß, nach göttlicher Absicht und Lenkung.[2]) Hier war sein Vater Joseph,[3]) hier seine Mutter Maria[4]) zu Hause, die durch

---

[1]) Vgl. Joh. 1, 45. 46. Luk. 4, 16—30.
[2]) Matth. 2, 23. [3]) Luk. 2, 4. [4]) Luk. 1, 26.

Engelmund erfuhren, daß ihr Kind ein König auf Davids Thron, der Heiland und Seligmacher seines Volks werden solle. In Nazareth, der Stadt Galiläas, wuchs Jesus mit seinen Brüdern und Schwestern heran,[1]) war seinen Eltern untertan,[2]) entwickelte sich leiblich und seelisch, lernte, trieb sein Handwerk[3]) und war in allem wie ein anderer Mensch. Und doch nicht wie ein anderer Mensch: was er in seinem Inwendigen geschaut, was er in heiliger Zwiesprache mit seinem himmlischen Vater empfangen, was er im Hause und bei der Arbeit, in der Einsamkeit und auf den Höhen, die Nazareth umrahmen, an Offenbarungen des Allerhöchsten erlebt, das alles ist uns verborgen, weil kein Zeuge davon berichtet, weil er selber nichts davon erzählt. Aber daß die rund dreißig Jahre seines Aufenthalts in Nazareth eine eigenartige und einzigartige menschliche Entwicklung gesehen, daß Nazareth damals der Schauplatz wunderbarer, ewig wirksamer Geheimnisse geworden, daß Gott damals in Nazareth, d. h. in Jesus der Menschheit so nahe gekommen, so innerlich mit ihr eins geworden ist wie sonst nirgendwo und niemals wieder: das ist eine Tatsache, die uns immer wieder, die alle Christen mit Ehrfurcht und Andacht auf Nazareth schauen läßt, die uns Nazareth mit einem Wort — so ehrwürdig macht.

Und doch: obwohl Jesus in Nazareth zu Hause war, ist seine Heilandstätigkeit nicht mit Nazareth, mit Nazareth am allerwenigsten verbunden. Denn als seine Zeit gekommen war, weil die Stimme seines himmlischen Vaters ihn rief, da stand er auf und verließ die Stadt Nazareth.[4]) Er kam an den See Genezareth und wohnte in Kapernaum: hier predigte er das Reich Gottes und heilte viele Kranken, hier bekehrte er die Sünder und gewann seine Freunde und Jünger. Und wohin er kam, da hieß es: das ist Jesus von Nazareth. So rief ihn beim ersten Gottesdienst, den er zu Kapernaum hielt, während

---

[1]) Matth. 13, 55. 56. [2]) Luk. 2, 51. [3]) Mark. 6, 3. [4]) Matth. 4, 13

der Predigt der Kranke an: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth?“[1]) So ging es von Mund zu Munde: Jesus, Josephs Sohn, von Nazareth ist da, um bald die zweifelsüchtige oder trübsinnige Frage: Was kann von Nazareth Gutes kommen?[2]) zu wecken, bald zu sehnsüchtiger Hoffnung, zu freudigem Jauchzen zu stimmen. Im ganzen Lande, bis nach Judäa hin und nach Jerusalem hinein, hieß es nie anders als: Jesus von Nazareth. Der Blinde, der am Wege saß und bettelte, vernahm auf sein Befragen alsbald: Jesus von Nazareth geht vorbei.[3]) Beim letzten Einzug am Palmsonntag hallte die heilige Stadt wider von dem Ruf: das ist Jesus, der Prophet aus Nazareth.[4]) Nicht anders antworten die Häscher, die ausgesandt waren ihn zu fangen, auf die Frage des Herrn: „Wen sucht ihr?“ als: „Jesus von Nazareth.“[5]) Auf seinem Kreuz steht die Überschrift, die noch jetzt in abgekürzter Gestalt alle Kruzifixe ziert: Jesus von Nazareth, der Juden König.[6]) Als die Frauen zum Grabe kommen, seinen Leichnam zu salben, tönt es aus Engelmund ihnen entgegen: „Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist nicht hier, er ist auferstanden.“[7]) Die Emmaus-Jünger antworteten dem unbekannten Mitpilger auf sein teilnahmvolles Fragen: Du weißt nicht das von dem Jesus aus Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in Taten und Worten?[8])

So hing der Beiname „von Nazareth“, eine Bezeichnung, die eigentlich Jesus nur von anderen Leuten desselben Namens hatte unterscheiden sollen, dem Heiland an, auch als Jesus der Name über alle Namen geworden war. Eine Art feierlicher Benennung, ein Ehrenname war es geworden, der in der ältesten Predigt des Evangeliums widerhallt. Petrus redet in der Pfingstpredigt von dem Jesus von Nazareth, den die Juden ans Kreuz geschlagen, Gott wieder ins Leben gerufen hat.[9]) Petrus ruft dem

---

[1]) Mark. 1, 34. [2]) Joh. 1, 45. 46. [3]) Mark. 10, 47. Luk. 18, 37.
[4]) Matth. 21, 11. [5]) Joh. 18, 5. [6]) Joh. 19, 19. [7]) Mark. 16, 6.
[8]) Luk. 24, 19. [9]) Apg. 2, 22.

lahmen Bettler an der Tür des Tempels zu: Im Namen Jesu Christi von Nazareth, steh auf und wandle![1]) Petrus verkündigt in des Kornelius Hause, daß Gott Jesus von Nazareth mit heiligem Geiste gesalbt und so zum Heiland geweiht habe.[2]) Aber auch Stephanus, der Evangelist, redet davon, daß Jesus von Nazareth den Tempel zerstören und eine neue Ordnung der Dinge heraufführen werde.[3]) Endlich hört auch Paulus bei seiner Bekehrung vor Damaskus Toren die himmlische Stimme: Ich bin Jesus von Nazareth, den du verfolgst;[4]) und bezeugt ein andermal aus seiner unbekehrten Vergangenheit: Damals meinte ich, dem Namen Jesus von Nazareth scharf entgegentreten zu müssen.[5])

Da versteht man wohl, daß den Anhängern Jesu von Anfang an der Name „die Nazarener" gegeben wurde:[6]) als Freunde des Mannes aus Nazareth wurden sie bezeichnet. Erst später und außerhalb Jerusalems, außerhalb des heiligen Landes ist der Christenname aufgekommen. Bald freilich, vielleicht mit durch den Christennamen veranlaßt, ist der Name Nazarener verächtlich und zur Bezeichnung einer bald untergegangenen Sekte geworden. Dieser Gang der Dinge entspricht ganz der Geschichte Nazareths selber. Denn sollten wir nicht annehmen, daß Nazareth, die sonst so kleine und verachtete Stadt, deren Name zuerst von Jesus zu Ehren gebracht wurde, daß Nazareth schon um deswillen auf seinen größten Sohn stolz und bei gegebener Gelegenheit auf seine Ehrung bedacht war? Wenn Nazareth Jesus ehrte, ehrte es ja doch nur sich selber. Einmal hatte Nazareth Gelegenheit: einmal und nicht wieder kam der große Augenblick, wo Jesus, der durch alle Städte und Dörfer Galiläas zog, auch seiner Heimat Nazareth einen Besuch machte. Der Evangelist Lukas hat uns davon ausführlich erzählt.[7]) Doch was war der Erfolg? Alle wunderten sich, als Jesus in der Synagoge seine Predigt hielt, über seine holdselige Beredsamkeit, aber an Herz und

---

[1]) Apg. 3, 6. [2]) 10, 38. [3]) 6, 14. [4]) 22, 8. [5]) 26, 9. [6]) 24, 5.
[7]) Luk. 4, 16—30.

Gewissen ging seine gewaltige Predigt keinem. Sie machten nur kritische Bemerkungen, stellten Ansprüche an Jesu Wunderfähigkeit und taten in allem, als wenn sie ihm überlegen wären und er ihnen durchaus nichts Neues, nichts Gutes, nichts Göttliches zu bieten habe. Als nun Jesus seinen hartherzigen, selbstgenügsamen Landsleuten gegenüber einen anderen Ton annahm, sie mit heiligem Ernst warnte und ihnen drohte, sie könnten wie die Israeliten zu Elias und Elisas Zeiten der göttlichen Gnade zugunsten frömmerer Heiden verlustig gehen, da wurden die Leute von Nazareth (statt zu erschrecken und sich unter Gottes Stimme zu beugen) zornig und unternahmen es, Jesus auszustoßen und von einem Abhang hinabzustürzen, ohne daß er freilich leiblichen Schaden nahm. So stieß Nazareth seinen größten Bürger und in ihm seinen und aller Menschen Heiland von sich. Und zwar bewußt, mit Überlegung und Absicht. Der Geist der Widerspenstigkeit gegen Jesus ist in Nazareth sogar geblieben, hat sich dort fortgeerbt und ist hier mehrere Jahrhunderte heimisch gewesen. Denn bis zur Zeit des Kaisers Konstantin hat kein Christ in Nazareth wohnen dürfen. Nazareth, das Jesus zu Ehren gebracht, hat Jesu nur Unehre gemacht, ist sein Verächter geworden.

Entsetzlich, diese Art Nazareths, der Stadt, die den Heiland mißachtete und von sich stieß! Letztlich aber doch nur ein Bild der Hauptstadt Jerusalem und des ganzen Volkes Israel, das wie Nazareth Jesus verwarf und ans Kreuz nagelte! Das gleiche wiederholt sich fortgesetzt, daß nämlich, was von Jesus zu Ehren gebracht ist, sich als seinen Verächter beweist. Denn dürfen wir nicht alle uns rühmen, daß Jesus Christus uns zu Ehren gebracht hat? Uns, die wir ja darum auch nach ihm uns Christen nennen? Was wären wir ohne Jesus? In Elend und Hoffnungslosigkeit, bei aller Weisheit ohne Seelenfrieden. Jesus hat uns die Liebe des himmlischen Vaters gebracht, das ewige Himmelreich und in ihm jedem von uns eine Wohnstätte auf-

getan, Erlösung und Versöhnung und damit Sündenvergebung wie Kraft zu allem Guten, Trost in allem Leide, Mut zum Leben und Zuversicht zum ewigen Siege in uns versiegelt. Um seinetwillen dürfen wir täglich im Sonnenschein der Gnade Gottes wandeln und gewiß sein, daß alle unsere Wege zum seligen Ziele führen. Diese herrliche Stellung, die wir als Gottes Kinder genießen, wie danken wir sie dem Herrn? Achten wir sie nicht meist gering, sind uns ihrer kaum so ganz bewußt, lassen sie in den Fragen des Lebens wenig gelten? Ja, müssen wir uns nicht so manchesmal dabei ertappen, daß wir Ehre, Eigenruhm, Geld und Gut, persönliche, vielleicht ziemlich niedrige Wünsche in den Vordergrund schieben und Jesus zurückdrängen, seine Ehre unter die Füße treten? Dann sind wir seine Verächter geworden, ebenso schlimm oder schlimmer als die Leute in Nazareth, und haben keine Ursache mehr, uns über jene zu erheben und ihnen einen Makel anzuheften. Wir haben es alle nötig, uns an die Pflicht erinnern zu lassen, daß wir Jesus unserseits wieder zu Ehren bringen sollen, ihn viel besser zu Ehren bringen sollen, als wir das bisher getan haben.

Nazareth hat es längst getan. Denn für Nazareth sind — seit Jesu Erdentagen, genauer: seit Konstantin — andere Zeiten gekommen. Der erste christliche Kaiser erbaute eine Basilika in Nazareth. Es kam die mohammedanische Eroberung, aber die Kreuzfahrer erbauten eine größere Zahl von Kirchen und setzten einen Bischof ein. Der Sultan Saladin zerstörte 1187 die Stadt, von der kurz vorher das Kreuzfahrerheer zu Niederlage und Untergang aufgebrochen war. Allerdings, Kaiser Friedrich II. baute Nazareth neu auf. Als die Türken kamen, vertrieben sie die Christen aufs neue. Erst 1620 wieder durften sich Franziskaner in Nazareth niederlassen, diesmal unter dem Schutz eines auffässigen Drusenfürsten in Beirut. Damit begann für Nazareth die neue Zeit. Zwar die kriegerischen Unternehmungen der Franzosen, die unter Napoleon 1799 Nazareth gegen ein türkisches

Heer verteidigten, und ähnliche Versuche haben nicht zum Ziele geführt. Eine andere Art der Eroberung, eine solche auf friedlichem Wege, führte weiter und hat es schon herrlich weit gebracht.

Denn wie sieht es gegenwärtig in Nazareth aus?

Am 6. April 1907 kam ich in die Stadt, am Ende eines Tagemarsches, der am Karmel begonnen hatte. Durch das breite, wasserreiche, üppig grüne Kison-Tal ging es quer hindurch, der Fluß wurde an einer Furt überschritten, bald war die jenseitige Höhe erreicht. Hier liegt der Ort el-Haritije, sicher das alte Haroseth (mit dem Beinamen „der Heiden"), wo laut Richter 4[1]) Sissera seine befestigte Residenz hatte. In Erinnerung an die große, entscheidungsreiche Zeit des alten Israel, deren Zeuge diese Stätte gewesen, wird hier Halt gemacht und eine Erquickung durch Buttermilch, gleichfalls in Erinnerung an den Untergang des kanaanitischen Helden,[2]) genommen. Dann ging es vorwärts auf schöner Straße, die Nazareth mit der Mittelmeerküste (nach Haifa hin) verbindet. Bald wurde ein Höhenzug, der mit dem schönsten Eichenwald bestanden ist, überschritten: er trennt die Ebenen von Jesreel und von Haifa. So schön standen die Eichen im Sonnenschein da, großgewachsen, stark und dicht, daß ich mich ganz in die deutsche Heimat zurückversetzt fühlte und im stillen einen Vergleich zog zwischen Johannes, dem Täufer, der aus der steinigen, öden Bergwelt Judäas hervorging, und Jesus, dem Kind des Galiläa, das hier gleich am Eingang so wunderbar freundlich grüßte. Bald ging es abwärts durch sumpfige Gegend, dann hinauf zu einem elenden Dorfe Dscheda, genau eine Meile von Haritije: immerfort hing auf diesem Wege der Blick voller Freude an den Höhenzügen des Karmel zur Rechten, an dem Tabor und seiner Umgebung im Vordergrunde. In Dscheda war längere Mittag-Rast, der großen Hitze wegen. Dann ging es wieder

---

[1]) v. 2. 3. 16. [2]) Richt. 5, 25.

hinunter in wasserreiche, ungesunde Gegend: nach 6 km folgte das verlassene Templerdorf Samunije. Jetzt freilich waren weit und breit nur gutbestandene, weit ausgedehnte Äcker und Wiesen sichtbar. Die Gegend ist auch weiterhin von üppiger Fruchtbarkeit, bis hin nach Nazareth; fruchtbar auch in geistlichem Sinn. Denn 5 km hinter Samunije berührten wir das Dorf Mudschēdel, wo die griechischen Christen eine Kapelle und eine Schule haben, wo auch Kirche und Schule der Englischen Kirchenmission von Nazareth stehen: die ersten Grüße des noch entfernten Nazareth. Bald wiederholten sie sich. Nach weiteren 3 km näherten wir uns Jafa: auf diesem Wege gab es wieder besonders schöne Blicke auf den Tabor, den Dschebel-Dahi (den fälschlich sogenannten Kleinen Hermon), die Berge von Gilboa und ganz Jesreel. Wichtiger war mir, daß in Jafa (der Ort gilt als Heimat des Zebedäus und seiner Söhne, der Apostel Johannes und Jakobus) eine lateinische (römisch-katholische) sowie wieder eine englisch-protestantische Kirche und Schule stehen. Tief unten zur Rechten, in einem herrlichen, fruchtstrotzenden Tal bleiben die Häuser eines Dorfs und seine zahlreichen Quellen liegen: auch alte Gräber im Gestein der Umgebung treten hervor. Bald geht es wieder bergan, und nach Durchschreiten von weiteren 3 km ist Nazareth erreicht. Schon eine Viertelstunde vorher sieht man seine hochliegenden Häuser, namentlich das auf der obersten Höhe in freundlichem Weiß glänzende englische Mädchen-Waisenhaus, das Nazareth sein Gepräge gibt für den, der von hier aus sich ihm nähert. Das erste Haus, das am Südende zur Linken vor uns steht, ist das deutsche Hotel. Wir reiten hindurch durch die ganze Stadt bis an ihr Nordende, wo die Marienquelle sprudelt, und beziehen in ihrer unmittelbaren Nähe unser Lager.

Ein Blick auf Nazareth, ein Gang durch Nazareth: welch eine Fülle von Eindrücken gewähren sie! Heilige Vergangenheit ragt hier hinein in die bunte Gegenwart, nein spiegelt sich wieder (man darf wohl so sagen) in der Gegenwart. Nazareth liegt

am Abhang eines Berges, etwas tiefer wohl als in alter Zeit, ja es dehnt sich jetzt bis über den Talgrund hin und teilweise an die gegenüberliegende Südostwand des Tals hinan. Rings herum ragen öde, mäßig hohe Gipfel über der Talmulde empor: grüne Abhänge wechseln mit dem eintönigen Gelb der Felsen. Der Hauptteil der Stadt liegt den nordwestlichen Abhang hinan, zum Teil in die engen Täler des Kalksteingebirges hineingepreßt. Die Häuser sind umgeben von buschreichen Gärten: Feigenbäume, Ölbäume sind reichlich vorhanden, auch einige schmächtige Palmen begegnen. Wein, Tabak, Gemüse werden viel gebaut, Hecken von Feigen-Kaktus begrenzen die Grundstücke. Mitten im Grün liegen die freundlich aussehenden, weißen Häuser. Der Bewohner, die meist Landwirtschaft, wenig Gewerbe treiben, zählt man 12 000: von ihnen mögen 2000 Mohammedaner, 10 000 Christen sein. Von den Christen gehören zwei Drittel der griechischen Kirche an, der Rest verteilt sich auf die übrigen Gruppen. Juden werden in Nazareth nicht geduldet. Die Frauen zeichnen sich wie die in Bethlehem durch Schönheit aus: an Frau Hanna, die am späten Abend uns im Zeltlager besuchte, um ihre Nadelstickereien anzupreisen, konnten wir beobachten, wie gewandt, gefällig, freundlich ihre ganze Art ist. Seit alter Zeit gilt Schönheit als ein Vorzug der Frauen Nazareths: sie wird im Volksglauben von der Mutter Jesu hergeleitet.

Überhaupt wimmelt es in Nazareth von Erinnerungen und Erinnerungsstätten, die mit Jesus zusammenhängen. Da zeigt man die Wohnung und Werkstätte Josephs, die jetzt zu einer lateinischen Kapelle hergerichtet ist. Da ist die Synagoge, wo Jesus gepredigt hat. Da ist auch der Berg des Absturzes, der eine Stunde südlich von der Stadt gezeigt wird (als ob die Bewohner Nazareths erst einen so weiten Weg zu machen vorgehabt hätten, um ihre Wut an Jesus auszulassen), aber auch inmitten der Stadt, bei der Maronitenkirche (mit größerer Wahrscheinlichkeit). Nicht anders ist es mit der Erinnerung an die

Verkündigung der Geburt Jesu durch den Engel Gabriel, der gleichfalls zwei Stätten, eine griechische und eine lateinische, geweiht sind: beide erheben den gleichen, bestimmten Anspruch auf Echtheit. Das einzige an Heiligtümern oder besser: an heiligen Erinnerungen, was in Nazareth wirklich echt, unfehlbar echt ist (wie in Jerusalem der Tempelplatz mit dem heiligen Fels), ist die Marienquelle. Denn dies ist seit alters die einzige Quelle, die Nazareth hat, und gerne habe ich mir (wie wohl schon ungezählte Christen vor mir) vorgestellt, als ich wenige Schritte über ihr auf unserem Lagerplatz saß und das Leben und Treiben an dem Brunnen beobachtete, wie einst der Jesusknabe ungezählte Male mit seiner Mutter Maria von der höhergelegenen Stadt dorthin hinabgeschritten ist und vor dem Brunnen gewartet, gespielt, geholfen hat.

Aber mehr als auf das, was die heiligen Stätten Nazareths aus der Vergangenheit bewahrt oder nicht bewahrt haben, kommt es auf das an, was gegenwärtig die Christen Nazareths, ob an „heiligen" oder an unheiligen Stätten, ausrichten. Hier dürfen wir in der Tat sagen: Nazareth hat Jesus längst wieder zu Ehren gebracht und bringt ihn — jede Christengruppe nach ihrer Art — noch immer hoch zu Ehren. Denn hören wir nur, was sich an christlichen Kirchen und Schulen, Gottesdienststätten und Liebesanstalten in Nazareth findet. Da haben zunächst die Griechen eine Kirche, unmittelbar über der Marienquelle erbaut (am Altar tritt diese ans Tageslicht, die Schöpfstelle des Brunnens ist draußen, vor dem Südende der Kirche). Ferner haben die griechischen Christen an der Stätte der Verkündigung die Gabrielskirche errichtet. Ein Bischof der Griechen ist in Nazareth wohnhaft. Die unierten Griechen weiter (d. h. die dem Papst sich unterworfen haben) besitzen auch eine eigene Kirche. Nicht minder die Maroniten, eine syrische Christengruppe. Die Russen ferner haben ein Kloster mit Kirche, außerdem ein großes Pilgerhaus, das erst vor wenigen Jahren vollendet wurde. Unser Lager war

unmittelbar neben diesem Gebäude-Komplex errichtet, und gleich nach unserer Ankunft hielt eine endlos lange Reihe von Pilgern, die vom Tabor kamen und nach Jerusalem wallfahrteten, ihren Einzug ins Pilgerhaus. Auch eine Knaben- und Mädchenschule, ein Lehrerseminar nennen die Russen ihr eigen. Nun gar erst die Lateiner, die römischen Katholiken! Ihr Hauptgebäude ist das Kloster der Franziskaner: in ihm befindet sich die prächtige Kirche der Verkündigung, auch eine Schule. An der Stelle, wo jetzt der Altar steht, soll einst das Häuschen der Maria gestanden haben: von der Kaiserin Helena ward es entdeckt und mit einer Kirche überbaut, dann aber 1291 (als das heilige Land endgültig in mohammedanischen Besitz geriet und die Christen für 400 Jahre aus Nazareth verbannt waren) von Nazareth durch Engelhand weggeholt und zuletzt nach Loreto im Apennin gebracht, wo es als Casa santa (heiliges Haus) seit Jahrhunderten einen Anziehungspunkt für Millionen abergläubischer, wundersüchtiger Seelen bildet. Eine andere römische Kirche heißt Mensa Christi (Tisch Christi), weil hier der Auferstandene mit seinen Jüngern gespeist haben soll. Auch Josephs Werkstatt ist als christliche Kapelle hergerichtet. Außer den Kirchen sind aufzuzählen: ein Kloster der Klarissinnen, ein Kloster der Zionsschwestern, ferner ein Hospital mit Josephschwestern, ein Hospital der Vizentinerinnen, eine Schule der Nazareth-Schwestern und ein Waisenhaus ebenderselben (Dames de Nazareth, also französisch), ein Waisenhaus der Salesianerinnen und eine Handwerkerschule der „Brüder der christlichen Schulen", ebenfalls französische Salesianer). Als drittes Werk besitzen die Salesianer (eigentlich Orden von der Heimsuchung Unserer lieben Frau, gemäß dem Besuch der Maria bei Elisabeth genannt), die sich sonst der weiblichen Kindererziehung widmen, ein Priesterhaus. Während alle diese Anstalten wesentlich französischen Charakter haben, ist auch noch ein österreichisches Hospital, das der Barmherzigen Brüder, vorhanden und nicht zuletzt auch ein lateinisches Hospiz. Das sind außer drei anderen

Kirchen nicht weniger als elf Kirchen, die allein den Lateinern in Nazareth gehören.

Dahinter treten freilich die protestantischen Werke weit zurück. Eine einzige protestantische Kirche nebst Missionsschule, im Besitz der Englischen Kirchenmissionsgesellschaft, ist vorhanden. Dazu kommt ein Spital der Schottischen ärztlichen Mission. Auch ein Mädchen-Waisenhaus, das schon erwähnte, durch seine hohe, schöne Lage bemerkenswerte, das der Londoner „Gesellschaft zur Beförderung der weiblichen Erziehung im Osten" gehört. Und wo bleiben die deutschen evangelischen Christen? Bisher ist der deutsche Name in Nazareth eigentlich nur durch das genannte noch sehr junge deutsche Hotel vertreten und auf dem Gebiet der Missionsarbeit so gut wie unbekannt. Allerdings haben von Anfang an, seit 1851, als die Englische Kirchenmission ihre Arbeit in Nazareth eröffnete, deutsche Missionare, z. B. Huber und Zeller, ihre Kräfte in englische Dienste gestellt und dazu mitgeholfen, daß die protestantische Missionsgemeinde Nazareths mit ihren 250 Seelen die größte evangelische Gemeinde Palästinas geworden ist. Doch erst in den allerletzten Jahren ist versucht worden, auch den deutsch-evangelischen Namen in Nazareth heimisch zu machen. Die Sache hat eine jahrzehntelange Vorgeschichte. Es handelt sich um ein Knaben-Waisenhaus, das vom Syrischen Waisenhaus übernommen wird, sobald es da ist: es muß aber erst noch gebaut werden. Das Grundstück ist da, die Verhältnisse sind geordnet. Die fehlenden 30 000 M. sind neuerdings zusammengekommen. Wird das Werk lohnen oder nicht? Gott weiß es. Das aber ist gewiß, daß schon die Ehre des evangelischen Namens gebot, jenes Grundstück nicht in die Hände der Römischen, die längst auf seinen Erwerb lauerten, geraten zu lassen: denn diese haben in Nazareth schon mehr als genug. Nun hat die deutsch-evangelische Christenheit sich aufgerafft und das Ihre getan, daß auch in Jesu Heimat der deutsche evangelische Name eine Stätte finde. Herrlich ist bisher die christliche Missionsarbeit in Kirche

und Schule, in Krankenhaus und anderen Liebeswerken gesegnet worden: der Lohn für die deutsche evangelische Arbeit, der Lohn des Herrn Jesus wird auch hier nicht ausbleiben.

O daß Nazareth wieder in wahrem Sinne des Worts die Heimat Jesu würde! Daß die Abzeichen des Mohammedanismus: Moschee, Schule, Friedhof, Weli-Grab, die jetzt noch das Gesamtbild stören, bald verschwänden! Daß neben den elf päpstlichen und drei englischen Anstalten auch eine deutsche, und danach neben den neun vorhandenen christlichen Kirchen auch noch ein deutsches evangelisches Gotteshaus erstände! Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, hat es in der Hand. Deutsche evangelische Christen aber sollen sich nicht säumig finden lassen und sich zur Losung nehmen, daß Nazareth, das zuerst von Jesus zu Ehren gebracht wurde und doch sein Verächter ward, das dann aber Jesum zu Ehren gebracht und von ihm herrlichen Lohn empfangen hat, daß Nazareth in Wahrheit Jesu Heimat, eine Stätte seines Evangeliums werde!

8. Der Tabor.

Es war am ersten Aprilsonntag 1907, als ich über der Eingangspforte der kleinen Kapelle, die auf dem Gipfel des Tabor steht, die Worte Psalm 89, 13 las. Der Name dieses Berges ist allen Christen von Jugend auf wohlbekannt und hat für unsere Ohren einen sonderlich erhabenen, ja feierlichen und beseligenden Klang. Taborstunden, das sind die Stunden höchster und innigster Erquickung im Leben eines Christen, vergleichbar denen (davon haben sie ihren Namen), die Petrus, Jakobus und Johannes auf dem Berge der Verklärung erlebten und die in dem beglückten Ausruf des Petrus gipfelten: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ Einer verwandten Stimmung gibt die eigentümliche Anschauungsweise des genannten Psalmworts Ausdruck, wo der Berg Tabor als ein jauchzender Berg bezeichnet wird.

Warum jauchzt der Tabor? Es heißt: im Namen Gottes, d. i. wegen der Offenbarung Gottes, der sich in der gesamten Schöpfung seit alters und von Anbeginn so gewaltig erwiesen hat. Ein dichterisch-kühner Ausdruck (wenn man den ganzen Zusammenhang würdigt) dafür, daß das ganze heilige Land, die ganze Welt Gott preist, weil er alles herrlich gemacht hat. Bleiben wir beim Tabor stehen, so hat dieser Berg freilich von alten Zeiten besondere Ursache zum Jauchzen gehabt, weil mit ihm viele Gottes-Offenbarungen verbunden sind.

Der Name Tabor hatte in der Geschichte Israels einen guten Klang. Hier hatte einst, zur Zeit der Richter, eine große

Heeresversammlung stattgefunden; von hier war man in die Schlacht und zum Sieg ausgezogen. Als noch die Kanaaniter im Lande mächtig waren und dem Volke Israel viel zu schaffen machten, da hatte Debora, ein Weib, eine Prophetin, den Feldherrn Barak zum Kampf aufgerufen. Mit einer auserlesenen Streiterschar von 10 000 Mann war Barak nach Deboras Weisung auf den Karmel gezogen und hatte von hier aus die Feinde in der Ebene Jesreel überrascht, dann, von einem Unwetter und Gewitterregen unterstützt, Sisseras Heer mit seinen Streitwagen in die Flucht geschlagen und vernichtet. Wie war da Israel froh: mannigfache Berichte, in schlichter Prosa und begeisterter Dichtung, erzählen Richter 4[1]) und 5 davon, was damals Gott an seinem Volk getan, wie er ihm Ruhe und Friede bereitet hat.

Seitdem bedeutete Tabor in Israel dasselbe, wie etwa bei uns seit der Väter Tagen die Erinnerung an die Hermannsschlacht, oder um Näheres heranzuziehen, wie der Name Leipzig wegen der Völkerschlacht, die 1813 dort geschlagen ward und die glorreichen Befreiungskriege eröffnete, wie der Name Sedan, der seit 1870 unter uns in hohen Ehren gehalten wird. Warum? Wissen wir nicht, daß, so schön der Name Sieg lautet, der Sieg nur das Ende einer Schlacht ist, und mit jeder Schlacht viel Blutvergießen und verlorene Menschenleben, viel Herzeleid und Tränen verbunden sind? Haben also jene nicht recht, die uns wegen der Sedanfeier und der Feier kriegerischer Ereignisse überhaupt verlästern? Doch nicht. Denn was wir feiern, ist nicht Blutvergießen und Herzeleid. Wir beklagen vielmehr mit allen mitfühlenden Gemütern, mit allen frommen Christenherzen, daß der Krieg so viel Greuel und Schaden für Sieger wie Besiegte mit sich führt. Allein wir ehren Gottes Führung darin, daß er auch auf blutigem Plane herrliche Früchte beschert, und genießen mit Dank viele Jahre lang die herrlichen Früchte, während das

[1]) V. 6. 12. 14.

blutige Werk doch nur wenige Tage oder Stunden ausfüllte. Den Sedantag feiern wir nicht wegen der Verwüstungen und Verwundungen, die er gebracht, sondern weil er die Grundlegung der deutschen Einigkeit geworden, und das Deutsche Reich sich als so mächtig erwiesen hat, daß wir nun schon 38 Jahre lang Frieden im Lande haben. Und darin sollten wir nicht Gottes Werk erkennen, dafür nicht Gott ehren, ihn, der auch Kriegsherr und Schlachtenlenker ist, nicht bloß im alten Israel, nein auch noch in unseren Tagen?!

So feiern wir denn mit gutem Gewissen den Sedantag, auch vor Gott und im Gotteshause, ebenso wie Israel seinen Tabor feierte und zum Zeichen des auf seiner Höhe ein Heiligtum errichtete. Wann das geschah, ob es mit den Zeiten von Debora und Barak zusammenhing, das wissen wir nicht, dürfen aber vermuten und annehmen, daß, wenn im Tempel auf Tabors Höhe geopfert und gebetet, Gottesdienst gefeiert wurde, jene Zeiten auch nicht vergessen wurden. Überhaupt liebte es Israel, wie andere Völker des alten Morgenlandes, seine Gottesdienststätten auf der Höhe zu erbauen. Wer je einen Berg hinaufgestiegen ist und die Spitze erreicht hat, weiß, welch wohltuendes Gefühl es ist, über dem Getriebe und Gelärme des Alltagslebens zu stehen und sich für eine Weile erhaben über Alltags-Sorgen und -Nöte zu wissen. Ja, ein natürliches Gefühl sagt dem Menschen auf Bergeshöhen, daß er hier gleichsam dem Himmel näher, mehr zu Gott erhoben ist als dort unten. Daher, dieser wie von selbst sich einstellenden Empfindung entsprechend, die Vorliebe Israels für die Gottesdienste auf den Höhen und auf dem Berge Tabor, wie wir bald sehen werden, in ganz besonderem Sinne.

Allein mit der Erbauung eines Tempels auf dem Tabor, mit gottesdienstlichen Feiern daselbst war es ebensowenig getan, wie bei uns mit dem Bau oder Neubau einer Kirche und ihrer inneren, würdigen Ausschmückung. Die Hauptsache sind die

andächtigen Seelen, die dort feiern, und die Früchte der Gerechtigkeit, die aus der Gottesdienstfeier hervorgehen. Die Propheten Israels mußten oft klagen, daß es daran fehle. Wider die Gottesdienste auf dem Tabor hat namentlich der Prophet Hosea Zeugnis abgelegt. Er spricht[1]) von israelitischen Priestern, die einem auf dem Tabor ausgespannten Netze glichen, und meint, daß wie das Fangnetz den Vögeln, für die es aufgestellt ist, Verderben und Unheil bereitet, so die gottesdienstlichen Feiern auf dem Tabor Verderben und Unheil über die Teilnehmer brächten. Nämlich wenn die Gottesdienste ohne Andacht gefeiert würden und nicht die Frucht eines heiligen Wandels zeitigten. Wir müssen uns ja oft dabei ertappen, daß sich unsere Gedanken während der Gottesdienstfeier zerstreuen, daß unsere Lippen singen und unser Herze ferne ist, daß bei der Predigt unser Ohr hört, aber es geht nicht in Herz und Gewissen hinein. Dann ist unser Kirchgehen vergeblich, unsere Andachtstunden bleiben ohne Frucht. Kaum wissen wir oft, wenn die Türen des Gotteshauses sich geschlossen haben, wovon vorher im tiefsten Grunde die Rede gewesen ist. Wir kritisieren wohl die Predigt und haben unsere Gedanken über gewisse Äußerlichkeiten; aber unser Inwendiges, unser Leben ist vom Geiste des Evangeliums unberührt geblieben, wir werden nicht eifriger in Erfüllung der Gebote des Herrn, nicht ähnlicher unserm Heiland. Wahrlich, auf diese Weise wird uns, was uns Segen und Seligkeit bringen sollte, ein Fangnetz zu Unheil und Verderben. Es sollen aber unsere Gottesdienste Höhepunkte unseres Lebens sein, wo wir hinausgehoben über Alltagnot und Alltagsorgen, gereinigt von kleinlichen und irdischen und sündhaften Gedanken unserm Gott inniger verbunden werden, den Kampf des Lebens wieder aufzunehmen und treuer, redlicher unserm Gott zu dienen, besser und inniger unsern Nächsten zu lieben. So wird es sein, wenn wir

[1]) Hos. 5, 1.

in Geist und Wahrheit feiern, wenn wir die Frucht eines rechtschaffenen Christenwandels mit Ernst suchen. Dann erst werden unsere Gottesdienste in Wahrheit Höhenstunden, Taborstunden sein.

Der Tabor ist aber nicht nur durch Erinnerungen an Krieg und Sieg, an Opfer und Feste geweiht, sondern er ist auch an sich ein ausgezeichneter Berg, der seinen berühmten Namen wohl verdient. Er zeichnet sich zunächst durch seine prächtige Lage aus. Nicht stundenlang, nein tagelang hat er mich auf meiner Reise durch das heilige Land begleitet. Zuerst sah ich ihn einen Tag, als ich durch die Ebene Jesreel nordwärts ritt, fortgesetzt vor Augen; am zweiten Tag ebenso auf dem Weg vom Karmel her nach Nazareth; am dritten Tage bestieg ich ihn und verlor ihn wieder fast den ganzen Tag auf dem Wege von Nazareth nach Tiberias nicht aus den Augen. Und noch oft sah ich ihn an den nächstfolgenden Tagen, als es weiter hinauf nach Obergaliläa ging, und später vom Ostjordanlande her. Immer aber machte er einen eigenartigen, gewaltigen Eindruck. Denn er ragt als ein einzelstehender breiter und stumpfer Kegel mehr als 300 m unmittelbar aus der ihn umgebenden Ebene, 562 m über dem Mittelmeer auf und schiebt sich gleichsam aus dem galiläischen Bergland in die Ebene Jesreel hinein, nur im Nordosten durch einen niedrigen Rücken mit dem übrigen Berglande verbunden. So gewaltig tritt die Einzelgestalt des Tabor hervor, ähnlich wie der nur noch viel ausgedehntere Berg Karmel, daß der Prophet beiden den siegreich gegen Ägypten heranrückenden König von Babel vergleicht[1]) (gern wurde überhaupt im Altertum ein großer König mit einer gewaltigen Körpermasse begabt, auf allen Abbildungen z. B. so dargestellt) und der Psalmist ihn mit dem höchsten Berg Palästinas, dem schneebedeckten Hermon, zusammenstellt. So tritt der Tabor auch dem Wanderer entgegen, je mehr sich dieser ihm nähert. Von Nazareth her, am Marienbrunnen

[1]) Jer. 46, 18.

vorbei zog ich hinauf und hatte zunächst oben auf der ersten Paßhöhe hinter mir den hübschen Blick auf die Gesamtlage Nazareths, vor mir die Kuppe des Tabor. Doch es ging vorerst noch einen langen Weg durch viel niederes Gesträuch, meist Eichengestrüpp, abwärts. Dann war der Fuß des Berges erreicht, und es begann auf steilem, aber neuem und gutem Wege eine Kletterei, die eine kleine Stunde währte. Es war aber eine schöne Strecke: denn im Gegensatz zu den meisten anderen Bergen des heiligen Landes, die nackt und kahl ihr Gestein zeigen, ist dieser Berg, aus Kalkstein aufgebaut (nur der Nordostfuß besteht aus Basalt), von unten bis oben von einem dichten Walde hoher Eichen- und Terebinthen-Sträucher bedeckt, vereinzelt stehen auch gleichartige große Bäume. So selber mit schönen Grün bekleidet, gewährt der Tabor auch von seinem Gipfel die Aussicht auf lauter grüne Felder weit und breit und grüßt freundlich in alle Himmelsgegenden. Nach Süden und Westen blickt er auf die Ebene Jesreel in ihrer ganzen Ausdehnung, von Dschenin über Taanach und Megiddo nach dem Karmel hin, der ihm mit anderen nördlicher gelegenen Höhen den Blick auf das Meer verschließt. Im Osten liegt die massige Hochebene des Dscholan und das unregelmäßig gezackte Bergland Gileads, im äußersten Hintergrund das bläuliche Hauran-Gebirge. Im Norden erfreut sich das Auge an den Bergen Obergaliläas, unter ihnen hervorragend der höchste, der Dschermak, mit der hochgelegenen Stadt Safed an seinem Fuß; vor allem aber am See Genezareth, dessen Nordteil (einst von Kapernaum geziert) sichtbar wird — im Hintergrund als Abschluß der Schneerücken des Hermon-Gebirges. Oft ist die Höhe des Tabor von Wolken umhüllt, so auch zeitweise während der Stunde, als ich oben weilte. Dafür aber wehen hier oben auch im Sommer, wenn unten alles verschmachten will, meist kühle, erquickende Winde.

Kein Wunder also, daß der Tabor durch seine hervorragende Lage, seinen freundlichen Schmuck, seine liebliche Umgebung seit

alters große Anziehungskraft ausübte. Nicht nur in ältester Zeit, wo hier die Grenzen der Stämme Isaschar und Sebulon zusammenstießen,[1]) als Versammlungsplatz des Volkes Israel, nicht nur als Opfer- und Betstätte mußte er dienen. Sondern sein Gipfel trug auch eine Stadt — seit wann, wissen wir nicht, jedenfalls aber schon länger als 200 Jahre vor Christi Geburt. Noch im jüdischen Freiheitskriege bestand sie und war, wie uns Josephus erzählt, stark befestigt und wehrte sich lange gegen die andringenden Römer. Den höchsten Ruhm aber erlangte der Tabor seit der Zeit, wo er als Stätte der Verklärung Christi galt.

So wurde er schon seit 200 n. Chr. allgemein angesehen. Bereits im Hebräer-Evangelium ist er mit dieser Ehre bedacht, wiewohl nach den Erzählungen der Evangelien der Berg der Verklärung viel weiter im Norden, in der Gegend des Hermon gesucht werden muß, und der Tabor auch darum als Verklärungsberg wegfällt, weil sein Gipfel ja zu Christi Zeiten bewohnt war. Genug, weil er als Stätte der Verklärung galt, so bedeckte er sich seit spätestens 500 n. Chr. mit Klöstern und Kirchen. Gleich zu Anfang waren es drei Kirchen, die Kreuzfahrer fügten die vierte hinzu. Schon Saladin zerstörte sie, nachdem er die Christen in der Unglücksschlacht am Berge Hattin besiegt hatte. Und was an Baulichkeiten und Festungswerken erneuert worden war, das fand im Jahre 1263, wo auch die letzte Kirche mit zerstört wurde, sein Ende. Im Jahre 1799 benutzten die Franzosen unter Napoleon den Berg als Stützpunkt während der Schlacht bei Nazareth. Sonst aber blieb der Berg Tabor unbewohnt und lag genau 600 Jahre lang verlassen und öde, bis 1862 griechische Christen auf der etwas unterhalb des Gipfels gelegenen nördlichen Terrasse ein Kloster erbauten und bald ihnen nach die Franziskaner einzogen, die auf dem höchsten, breiten Gipfel Kapelle, Bruderhaus und Hospiz erbauten. Durch ein großes Eingangstor

---

[1]) Jos. 19, 22.

im Westen betrat ich ihr Anwesen und freute mich der Gastlichkeit, mit der die lateinischen Mönche und ihr Oberhaupt, ein deutscher Landsmann, die müden, hungrigen und durstigen Pilger, die schon vor 6 Uhr früh zu Pferde gestiegen waren und schon drei Stunden zum Teil beschwerlichen Wegs hinter sich hatten, aufnahmen. Die Franziskaner haben sich auch das Verdienst erworben, die Bauten der Kreuzfahrerzeit wieder bloßzulegen, und außerdem eine altchristliche Basilika ausgegraben. Auf den zahllosen herumliegenden Trümmern bin ich herumgestiegen; am meisten fesselte die Burgruine durch den Blick nach dem See Genezareth hin, der von hier besonders schön aussieht. Selbst der wild tobende Oststurm, der sich später zu unserem Glück (unser Weg führte nach Osten) in einen nicht minder wilden Weststurm verwandelte, und die spärlichen Regentropfen, die niederfielen, konnten an dem Genuß der Gegend wie der hehren Erinnerungen aus Altertum und Mittelalter nichts mindern.

Immer blieb natürlich die Frage — sie wird dem Leser schon lange auf den Lippen schweben: wo ist denn am Tabor, wenn griechische und römische Christen hier seit bald 50 Jahren ihr Heiligtum haben, wo ist die evangelische Kirche? Nun, müßig ist auch sie nicht geblieben, wenngleich der Platz auf dem Gipfel des Berges vergeben war. Aber wir Evangelischen schätzen ja nicht die Örtlichkeit, sondern die Menschenseelen: das gilt auch im Blick auf die Verklärung. Menschenseelen aber, denen das Evangelium zu bringen wäre, gibt es auf der Höhe des Tabor nicht. Wohl aber liegt an seinem Fuß ein Dorf Daburije, das man beim Ansteigen rechts liegen läßt, ein wohlhabendes Dorf, dessen Gärten mit Kaktus-Gehegen dicht umzäunt sind und das noch Ruinen einer alten christlichen Kirche zeigt. Hier besteht eine kleine evangelische Gemeinde, die von der Englischen Kirchenmissionsgesellschaft von Nazareth her gegründet ist. Englische Glaubensboten verkünden hier das Evangelium und sammeln die Jugend zum Unterricht, eine dornenreiche Geduld-Arbeit, der wir Segen Gottes wünschen und erbitten.

Der Berg Tabor, der jauchzende Berg! Er jauchzt im Namen Gottes, über alle seine Offenbarung.

Er jauchzt über Siege und Feste, die vom alten Israel hier gefeiert wurden.

Er jauchzt über seine liebliche Gestalt und freundliche Umgebung, durch die er vor anderen Bergen ausgezeichnet ist.

Er jauchzt über die heilige Geschichte, zu deren Zeugen er gemacht worden ist.

Zwar ist die heilige Geschichte von der Verklärung, soweit sie am Tabor hängt, nur menschliche Meinung. Allein die wahrhaftige heilige Geschichte, die an keine irdische Stätte gebunden ist, daß nämlich Christus verklärt wird in sehnsüchtig suchenden Menschenherzen, sie beginnt sich auch am Tabor zu erfüllen. Wir wissen, daß es nicht der Wanderung nach dem alt-ehrwürdigen Berge bedarf, sondern daß unser Herr Christus in unserm Herzen und Leben verklärt sein will. Dann ist unser Herz der wahre Tabor! Daß unser Herz ein solcher Tabor sei und daß der Tabor auf seinem Boden weit und breit nur solche Menschen trage, in denen Christus verklärt ist, seine Herrlichkeit, seine Liebe, seine Heiligkeit flammt — das ist das Doppelgebet, zu dem uns der Tabor aufruft.

9. Der Gennezareth-See.[1])

Von Nazareth über den Tabor an den See Gennezareth, das war ein anstrengender Tagesritt, aber ein köstlicher Sonntagsweg, den ich in fortwährendem Sturm, von Regentropfen auf der Höhe des Tabor wie am Gestade des Sees begrüßt, am ersten Aprilsonntag des Jahres 1907 machen durfte. Als ich die Höhe des Tabors verlassen und nach steilem Abstieg wieder unten angelangt war, trat ich mit meinen Reisegefährten zunächst in ein schönes, mit Eichen bestandenes Tal. Dann freilich begann ein öder fünfstündiger Weg, auf dem keine menschliche Ansiedlung berührt, nur hier und da aus der Ferne begrüßt wurde, immer über schwarzen Erdboden, der aus verwittertem Basaltgestein entstanden ist und sich vom Tabor bis Tiberias hin ausdehnt. Dazu kam, daß der heftige Ostwind, der uns von Nazareth bis auf den Tabor ins Gesicht geblasen hatte, während des Aufenthalts auf dem Gipfel plötzlich in einen Westwind umgeschlagen war, der uns zwar in angenehmer Weise vorwärts trieb, aber auch den Himmel bewölkte und die Fernsicht einengte. Doch sahen wir in einiger Entfernung links ab von unserm Pfade einmal eine Häuserreihe in schnurgerader Linie, ein Haus gleich wie das andere aussehend, und wohlgepflegte Gärtchen dabei: das ist die 1899 gegründete Judenkolonie esch-Schedschara. Auch das Dorf Kefr-Sabt blieb in der Ferne liegen, eine Ansiedlung mit algerischen Bewohnern. Es ging eine Weile bergab in ein

[1]) Vgl. Matth. 15, 29—31. 11, 20—24. — Die richtige Schreibart ist die mit Doppel-n.

weites, fruchtbares Tal, in dem wir vergebens nach der sogenannten Fahrstraße ausspähten: denn diese war wohl bis zu einer halben Stunde breit, indem während der nassen Jahreszeit jedes Gefährt sich neue, tief in den weichen Boden einschneidende Geleise schafft. Eine öde Hochebene, mit niedrigem Gras und Gestrüpp bestanden, hin und her auch wieder Getreidefelder, aber alles in allem doch ein Bild wirtschaftlicher Vernachlässigung: dies der Gesamteindruck der Gegend, aus der es zuletzt wieder bergan geht auf den Höhenzug, der den See Gennezareth im Westen überragt. Schon längst war vor unserm Auge links ein Berg mit mehreren düsteren Gipfeln aufgetaucht: es ist der Karn Hattin, an dessen Fuß 1187 die große Schlacht tobte, in der der ritterliche Saladin dem Heere der Kreuzfahrer eine entscheidende Niederlage bereitete und damit der Christenherrschaft im heiligen Lande das letzte Ende brachte — für das Christenheer um so schmerzlicher, als man damals den Karn Hattin als die Stätte der Bergpredigt (sicher mit Unrecht) ansah und überzeugt war, in jener Schlacht unter dem Segen des Bergpredigers zu stehen. Doch lassen wir diese traurig-wehmütigen Erinnerungen an eine groß gedachte und klein geratene Zeit und wenden unser Auge wie Herz der größeren Vergangenheit zu, an die uns bald ein lieblicheres Bild erinnern soll. Endlich sind wir auf dem letzten Höhenzuge angelangt: da tut sich uns nach vierstündigem, öden Pfade ein überraschender Blick auf ein gewaltiges, zur Zeit im Blaugrün unter bedecktem Himmel daliegendes, von einem Höhenkranz auf allen Seiten umschlossenes Wasserbecken auf: es ist der See Gennezareth.

Bewegten Herzens, sinnenden Gemütes machen wir eine Weile Halt. Dies also ist die Stätte, die Gegend, auf der der Gottessohn einst sein Auge hat ruhen lassen, wo er — menschlich gesprochen — seine beste Zeit verlebt hat. Denn hier hat er im Frühling seiner Wirksamkeit gestanden, umjubelt vom Volk, von Feinden unbehelligt. Hier haben sich die begeisterten Scharen zu

ihm gefunden und seiner holdseligen Rede gelauscht. Hier haben sich Hunderte von Kranken zu ihm gedrängt und bittflehend ihm vor den Füßen gelegen. Hier — doch vorläufig genug dieser Betrachtungen. Zwar der südliche Teil des Sees und fast das ganze Ostufer waren zur Zeit Jesu griechisch: im Osten lag die Dekapolis. Der Herr hat nur die kleinere Nordhälfte, namentlich das Westufer, durch seine Gegenwart geheiligt. Jedenfalls ist es eben dieser See mit seiner ganzen Umgebung gewesen, auf denen sein Auge, sein Fuß in der Zeit seiner eigentlichen Heilandstätigkeit geruht haben. Gegenüber dieser einen Tatsache tritt alles andere, was sonst am See Gennezareth hängt, weit zurück.

Denn auch schon im Alten Testament wird der See öfter genannt: Meer von Kinneret ist hier sein Name. Aber wo er auch vorkommt, wo Orte an seinem Gestade erwähnt werden, da handelt es sich immer nur um geographische Bestimmungen, von der Zeit der Eroberung des Landes Kanaan an bis hinein in die Makkabäerzeit.[1]) Einmal heißt es, daß die Gegend des Sees vom syrischen König Benhadad auf Veranlassung Königs Asa von Juda verwüstet worden sei, weil Asa sich vor dem Angriffe Baesas, des Königs von Israel, der ihm mit der Besetzung von Rama den freien Aus- und Eingang Jerusalems geraubt hatte, nicht anders zu retten wußte.[2]) Ein anderes Mal wird erzählt, wie der Makkabäer Jonathan am See Gennezareth (Gennesar heißt es dort, in der ursprünglichen Namensform) sein Lager aufschlug und von hier mit seinem Heer in die Ebene Jesreel hinaufzog, um bei Hazor eine traurige Niederlage durch den Feind zu erleiden.[3]) Doch was hat das alles zu sagen, am Evangelium selbst, an der Gegenwart Jesu gemessen? Kaum dünkt es uns der Erwähnung wert.

Auch das andere, daß der See als solcher ohne Frage seine Schönheit hat, tritt dagegen zurück. Sicherlich hat er im ganzen,

---

[1]) 4. Mos. 34, 11. 5. Mos. 3, 17. Jos. 11, 2. 12, 3. 13, 27. 19, 35.
[2]) 1. Kön. 15, 20. [3]) 1. Makk. 11, 67.

von wo aus man ihn auch betrachten möge, seine eigentümlichen Reize. Seiner Gestalt nach einer Zither nicht unähnlich, woher der alttestamentliche Name zu verstehen sein soll (so besagt wenigstens eine, allerdings nicht recht überzeugende Erklärung),[1]) macht er im Rahmen seiner Umgebung einen in der Tat recht freundlichen Eindruck. Die Berge, die auf seiner Ostseite 300—600, im Westen wenigstens 300—400 m hoch über seinen Wasserspiegel hinaufragen, haben meist milde Formen und tragen reiches Grün. Namentlich im Westen sind sie wohl bis zur Mitte ihrer Höhe mit Grün bedeckt, dann freilich starrt der nackte Fels darüber in die Höhe: überall fast ist ein gewisser ebener Raum am See von ihnen freigelassen, die Ufer sind meist sandig. Im Osten allerdings, wo teils Basalt, teils Kalk den Hauptbestandteil des Gebirges ausmacht, und die Abhänge meist steil und dicht an den See herantreten, ist das Grün recht spärlich vertreten und tritt der kahle Fels fast überall zutage. Dennoch, wenn das alles im Sonnenschein daliegt und die Berge, deren Linien hier überall sanft gerundet erscheinen, hüben wie drüben sich über den See hin die Hände zu reichen scheinen, wenn am Westufer hie und da, so in Tiberias, etliche Palmen grüßen und fern im nördlichen Hintergrund der gewaltige Hermon mit seinem schneebedeckten Haupt hinüberzunicken scheint: dann überwiegt doch der Eindruck der freundlichen Lage des Sees so sehr, daß wir nicht umhin können, ihn liebzugewinnen. Gewiß er ist nur klein, kaum drei Meilen von Norden nach Süden gerechnet lang und an der breitesten Stelle, bei Tiberias, nicht viel über eine Meile breit. Aber sein Wasser ist klar, je nachdem von sanfter blauer Farbe, oder wenn es von Winden aufgeregt wird, von hellgrüner Färbung, die bei bedecktem Himmel ins

---

[1]) Andere Rabbiner sagen: die Früchte der Ebene Kinneret seien so süß wie der Ton der Zither, oder deuten den Namen Gennesar als „fürstliche Gärten" — beides insofern richtiger, als es die Landschaft, nicht den See zum Ausgangspunkt der Erklärung nimmt.

Graue hinüberspielt: alle diese Arten seines Aussehens habe ich in den vier Tagen, die ich am See Gennezareth weilte, selber erlebt. Das Wasser ist ferner reich an Süßwasserfischen, an einer Reihe seltener und eigentümlicher Fischarten. Zur Zeit Jesu allerdings waren Fischreichtum und Fischfang ungleich großartiger: Fischhändler von hier kamen damals zum Osterfest mit ihrer Ware nach Jerusalem (woher vermutlich die Bekanntschaft des Johannes im hohenpriesterlichen Palast zu verstehen ist). Das merkwürdigste aber ist, daß der See 208 m über dem Spiegel des Mittelmeeres liegt.

Und doch, dies alles, was wir heute vor Augen haben, die herrlichsten Bilder, die der See mit seiner Umgebung mir in jenen vier Tagen zu bieten vermochte, sie geben nur ein höchst unvollkommenes und unvollständiges Bild von dem, wie wir den See Gennezareth eigentlich kennen und lieben, wie er zur Zeit Jesu ausgesehen hat. Denn damals bestand seine Hauptschönheit in den fruchtbaren Feldern und Gärten, die ihn umgaben, und in dem Kranz der Städte und Dörfer, der ihn zierte. Schon im Alten Testament werden eine Reihe von Städten des Stammes Naphthali genannt, die am Westufer des Sees lagen: im Süden Hamat, wohl an den heißen Quellen von Tiberias gelegen, dann Rakkat (= die schmale, was zur Lage stimmen würde), wohl Vorgängerin von Tiberias, endlich Kinneret, sicherlich in der noch nördlicheren großen Ebene (von dieser Stadt, wohl der größten alttestamentlicher Zeit, trug der See seinen Namen). Ganz anders war es doch im Zeitalter Jesu, wo sich rings um den See, soweit Raum war, eine Ortschaft an die andere reihte und von einer geradezu paradiesischen Fruchtbarkeit der einen der beiden größeren an den See stoßenden Ebenen gerühmt wird. Diese beiden Ebenen liegen im Norden, etwa gleich groß: am Westufer die bekanntere, zu Jesu Zeit Ebene oder Landschaft Genesar genannt, jetzt el-ghuwêr (= die kleine Ebene), 1 Stunde lang, $^1/_4$ Stunde breit; an der Ostseite el-ebṭeḥa (auch baṭiḥa), wohl

die Stätte der wunderbaren Speisung, ebenfalls eine Stunde lang, doch fast $^3/_4$ Stunde breit. In jener Ebene Gennesar oder Kinneret lagen wohl einst die gleichnamigen Städte, die dem See seinen Namen gaben und ihren Wohlstand der herrlichen, fruchtbaren Ebene vor ihren Toren verdankten: mit ihr konnte sich die Ebene an der Nordostecke in keiner Weise messen. Alles in allem aber können wir es danach wohl verstehen, wenn die Juden auf diesen See stolz waren und ihn trotz seiner Kleinheit mit dem großartigen Namen Meer beehrten, auch ihn mit verschiedenen Namen (außer dem „Meer von Gennesar" noch „Galiläisches Meer", auch nach seiner damaligen größten Uferstadt „Meer von Tiberias") nannten. Dabei bleibe es dahingestellt, ob der Name Gennesar (auch Ginnesar, Ginnosar gesprochen), was jedenfalls nicht unmöglich, soviel wie „Garten des Nesar (Nosar)" bedeutet. Heute freilich trifft der Name in keiner Weise mehr zu, weder wenn wir die fruchtbare Umgebung, noch wenn wir die Fülle der Ortschaften ins Auge fassen. Davon werden wir nur allzubald einen traurigen Eindruck gewinnen.

Denn zunächst ging es an jenem Sonntag vom westlichen Bergrand über dem See Gennezareth, nachdem wir den schönen Ausblick genossen und unseren sinnenden Erinnerungen an die heilige Vergangenheit genuggetan, in einer kleinen Stunde steil abwärts auf gewundenem Pfade oder breiter Fahrstraße nach der Hauptstadt des Sees, nach Tiberias, heute Tabarije geheißen. Eine Stadt, die eine höchst eigentümliche und bedeutsame, gar bunte Vergangenheit hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Stätte des einstigen Rakkat, von dem wir nichts als den Namen kennen, wurde im Jahre 26 nach Christus vom Könige Herodes Antipas, dem galiläischen Landesherrn Jesu und Mörder Johannes des Täufers, eine Stadt gegründet, die zu Ehren des regierenden römischen Kaisers Tiberius den Namen Tiberias erhielt.[1]) Beim Wegräumen des Schutts stieß man nicht nur auf Trümmer einer

[1]) Vgl. Josephus, Altertümer XVIII, 2. 3.

älteren Stadt, sondern fand auch viele Grabdenkmäler vor. Daher wurde die Stadt von den Juden, die nach dem Gesetz Grabstätten als unheilig ansahen, gescheut. Keiner wollte auf die Einladung des Königs gutwillig in der Stadt wohnen, mit Gewalt mußten Bewohner, unter ihnen viele Bettler und Sklaven, hingeschleppt werden. Schließlich zogen mehr Heiden oder Juden mit heidnischer Gesinnung hin, und die Stadt wurde heidnisch, d. h. hellenistisch eingerichtet. Ein königlicher Palast mit Tierbildern (den Juden ein Greuel! daher wurde er im Römerkrieg von einer fanatisierten Volksmenge zerstört) verziert, ein Amphitheater, eine Rennbahn wurden errichtet, aber auch für die jüdischen Bewohner schon damals eine Synagoge erbaut. Eine Burg über der Stadt im Südwesten auf dem sogenannten Herodesberg sollte ihrer Sicherheit dienen und ist noch heute in ihren Trümmern erkennbar. Ja Tiberias wurde jetzt zur Hauptstadt Galiläas erhoben und blieb es 35 Jahre lang, wonach ihre Vorgängerin Sepphoris, im Norden Nazareths gelegen, auch eine Neugründung von Antipas aus der Anfangszeit seiner Regierung, wieder in ihre vorigen Rechte eintrat. Es ist übrigens nach allem nicht wahrscheinlich, daß Jesus die Stadt jemals betreten hat. Die Evangelisten wenigstens deuten davon nicht einmal etwas an, und nur Johannes erwähnt die Stadt ein einziges Mal wie nebenbei,[1]) dann noch zweimal lediglich zur Bezeichnung des Sees Gennezareth.[2]) Also nicht vom Neuen Testament, nicht von Jesus hat die Stadt Tiberias ihren Ruhm. Sondern von Juden und Heiden. Hier war es, wo im Jahre 40 n. Chr. der römische Statthalter Petronius, der Kaiser Kaligulas unsinniges Verlangen, daß im Tempel zu Jerusalem seine Statue aufgestellt würde, ausführen sollte, sich deswegen von einer großen jüdischen Volksmenge umlagert sah: sie bestürmten ihn 40 Tage lang mit Bitten und Flehen, daß er des Kaisers Gebot rückgängig machen möchte, was schließlich

[1]) Joh. 6, 23. [2]) Joh. 6, 1. 21, 1.

auch mit vieler Not beim Kaiser erreicht wurde. Vielmehr eine heidnische Gründung hat sie sich, leicht begreiflich, den Römern im Kriegsjahre 70 nach Christo bald freiwillig unterworfen und so ihr Bestehen gerettet. Seit 70 wurde der Charakter der Stadt ausgesprochen heidnisch, im zweiten Jahrhundert gab es hier auch heidnische Tempel, z. B. ein dem Kaiser Hadrian geweihter. Dann aber hatte sie bald die größere Ehre, seit etwa 200 n. Chr. sowohl dem Hohen Rat, der von Sepphoris hierher übersiedelte, als jüdischer Schriftgelehrsamkeit, besser: dem Rabbinertum, das von Jamnia kam, als Hauptsitz zu dienen. Hier sind die Mischna und die Gemara, der palästinische Talmud, die ältesten Gesetzes-Erklärungen und hochheiligen Bücher des Judentums entstanden. Ein Rabbi aus Tiberias auch war es, der einst den Kirchenvater Hieronymus Hebräisch gelehrt hat. Daher ist Tiberias, das im vierten Jahrhundert sich zu einer großen Bedeutung auch als Stadt entwickelte, den Juden eine heilige Stadt geblieben, bis auf den heutigen Tag. Zahlreiche Gräber berühmter Juden kennzeichnen die Umgebung der Stadt: erwähnt seien das des Jochanan ben Sakkai, eines rabbinischen Zeitgenossen von Paulus, das am westlichen Bergabhang gelegene des großen Akiba, der aus dem Bar-Kochba-Aufstande bekannt ist; das des größeren Maimonides, dessen Gelehrsamkeit im Mittelalter glänzte. Noch heute sind die größere Hälfte der 5000 Bewohner Juden: außer anderen steht ihnen eine sogenannte deutsche Synagoge (Synagoge der Aschkenasim) zur Verfügung, wie denn die dortigen Juden fast alle ein wenn auch verdorbenes Deutsch sprechen. Mit einem gewissen Recht darf man daher noch heute Tiberias als Judenstadt bezeichnen.

Das Christentum hingegen fand nur schwer und erst spät in Tiberias Eingang. Die erste christliche Kirche ward unter Kaiser Konstantin erbaut, und erst im fünften Jahrhundert hier ein christlicher Bischof eingesetzt. Nachdem im siebenten Jahrhundert auch Tiberias zuerst von den Persern, später von den Arabern

zerstört, doch bald wieder aufgebaut worden war, haben die Kreuzfahrer das Bistum der Stadt erneuert. Auf sie geht das am Nordende des Orts, unmittelbar am See gelegene so freundlich aussehende lateinische Kloster, das den Franziskanern gehört, zurück: ihm entspricht das ältere griechische Kloster im Süden der heutigen Stadt. Verbunden ist es mit einem griechisch-orthodoxen Hospiz. Nicht vergessen sei auch ein im südwestlichen Viertel von Tiberias gelegenes griechisch-uniertes Kirchlein, ein ebenso kleiner wie kunstloser Bau.

Aber auch an Protestanten fehlt's in Tiberias nicht ganz. Zunächst hat die schottische Judenmission im Norden der Stadt auf luftiger Höhe ein reizend gelegenes Anwesen. Pfarrhaus, Arztwohnung, Hospital liegen nebeneinander in weiten Gärten mit prächtigem Blick über die Umgebung und besonders den See. Ich habe mich gerne darin umgesehen und von dem hier geübten Liebeswerk mir nicht nur erzählen lassen, sondern auch die ärztliche Beratung in Anspruch zu nehmen gehabt und, als selber auch Träger eines Liebeswerks im heiligen Lande, vom Arzt, der sich auch solchen wußte, sie umsonst empfangen. Von deutschen Protestanten kann nur die schwäbische Familie genannt werden, die erst seit kurzem das deutsche Hotel gegründet und trotz mannigfacher anfänglicher Anfechtung sich bisher auch in ihm behauptet hat: auch vom Dache dieses Hauses, wohin der Besitzer selbst mich freundlich geleitete, gibt es eine köstliche Aussicht und Rundsicht zu genießen. Allein alles in allem genommen: Griechen, Katholiken wie Protestanten, werden nicht mehr als 200—300 Seelen zählen.

Der Rest, immerhin gegen 2000 Menschen, sind Mohammedaner, deren Moschee in der Gegend des lateinischen Klosters aufragt, denen ein Weli, ein Grabdenkmal eines der weiblichen Nachkommen des falschen Propheten, weit draußen vor der Stadt gehört. Das einstige Kastell, das letzte bemerkenswerte Gebäude innerhalb der Stadt, in der Nordwestecke unmittelbar an der

Stadtmauer gelegen, ist verfallen, wird aber hier und da noch wegen der Aussicht, die es bietet, erstiegen.

Das ist die Stadt Tiberias, wie sie nach der Zerstörung durch das letzte Erdbeben 1837 bald wieder erstanden ist. Wir näherten uns der Stadt von der Nordwestseite her und ritten an der hohen, einst mit Zinnen gekrönten, jetzt zwar stellenweise verfallenen, immer aber noch stattlichen Westmauer entlang bis zum einzigen Tor in ihrer Mitte. Außer ihm sind nur noch zwei Eingänge im Norden wie im Süden (hier eine Art Bresche in der Mauer) vorhanden. Die Stadt ist also auf der ganzen Landseite von der Mauer umgeben, während im Osten die Gebäude und Gehöfte unmittelbar an den See stoßen. Die Mauer macht einen ungewöhnlich düsteren Eindruck, der namentlich gegen die meist weißgetünchten Häuser der Stadt unvorteilhaft absticht. Durch die Westmauer zogen wir ein Stück Wegs in das Städtchen hinein, sahen gleich zur Linken das einfach-stattliche deutsche Hotel, vor uns einen unebenen großen Platz, rechts viel enge, schmutzige Pfade und unansehnliche Häuser. Nur hier und da ragte eine Palme empor und verlieh dem Inneren sozusagen einige Weihe. Bald kehrten wir um, ritten draußen weiter an der Westmauer entlang und an ihrem Ende auf breiter, guter Fahrstraße ein gutes Stück noch, fast eine halbe Stunde nach Süden, wo wir unser Zeltlager rechts vom Wege winken sahen, unweit der vor uns liegenden heißen Bäder, die im Altertum die Stadt berühmt gemacht haben, damals dicht vor ihren Toren lagen und den Stolz Naphthalis bildeten, die heute noch ihre heilkräftige Wirkung keinem Kranken versagen. Das älteste Tiberias hat sich einst nach Süden bis zu den Quellen ausgedehnt, wie ausgegrabene Trümmer einer Stadtmauer und anderer Gebäude erweisen: das jetzige Tiberias füllt nur einen kleinen Teil des alten aus, liegt auch wohl zum Teil außerhalb des alten nach Norden, zeigt im Innern freilich, wie ein Rundgang am nächsten Tage bewies, fast nur Armut und Schmutz.

Da lagerten wir nun, zwischen den Stadtmauern und den heißen Quellen, doch näher bei diesen und hatten den See unmittelbar zu unsern Füßen, gegenüber die hochragende Wand der östlichen Berge. Wir hatten die sprichwörtliche Hitze des Bergkessels, in dem der See Gennezareth liegt, gefürchtet: sie kann schon im April, wie wir später merken sollten, sehr unangenehm sein. Heute aber setzte mit dem Augenblick, als wir angekommen waren, ein Sprühregen ein, der mehrere Stunden lang bis zum Anbruch der Dunkelheit währte. Still lag der See, schweigend die ganze Natur, nur hin und wieder fuhr ein Wagen vorüber, der Patienten zu den Badehäusern an den heißen Quellen oder von ihnen hinweg fuhr. Ein herrlicher Sternenhimmel lohnte am Abend die Mühen unseres Tages, und ich gedachte des, wie oft gerade unter diesem Sternenhimmel und auf den Bergen an diesem See der ewige Gottessohn mit seinem himmlischen Vater Zwiesprache gehalten, wie es dann so oft von ihm heißt: „er blieb über Tag im Gebet," oder eine ähnliche Wendung.[1]) Mit Gebet in seinem Namen ging es früh zur Ruhe. —

Der folgende Tag galt dem Besuche Kapernaums. Von dem großen Dampfboot, das im Vorjahre (1906) so viel Aufsehen machte (es hieß Ma'an, war 16 m lang, 3 m breit, fuhr von Samah über Tiberias nach Tabgha und faßte 30—40 Personen), war schon nichts mehr zu merken. Es war längst reparaturbedürftig und unbrauchbar — ob es je wieder gebrauchsfähig werden wird? Jedenfalls mußten wir auf seine Bequemlichkeiten verzichten und einen einfacheren Transportweg erwählen. In einem großen Boot ging es über den See nach Norden. Zuerst glitten wir, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, sanft an Tiberias vorüber. Bald erblickten wir in der Ferne am Westufer ein elendes Dorf Medschdel, das alte Magdala, die Heimat der treuen Maria, die wir nach ihrer Heimat die Magdalena

---

[1]) Luk. 6, 12. Matth. 14, 23. Mark. 1, 35; 6, 46; Luk. 5, 16; 9, 28; 11, 1.

oder Magdalenin zu nennen pflegen, eine der wenigen Frauen, die, nachdem sie von überaus schweren Leiden (sieben Dämonen, heißt es, hat der Herr von ihr ausgetrieben)[1] durch Jesu Hilfe gesund geworden war, unter seinem Kreuze aushielt, als alle Jünger längst geflohen waren, die seinem Begräbnis mit wenigen anderen Zeugen beiwohnte, die am Ostermorgen ihn im Grabe suchte und ihm endlich als Lebendigen wieder begegnete.[2] In diesem Magdala[3] und in seiner Umgebung hat Jesus jedenfalls viel bewegte Stunden verbracht; in diese Gegend auch sich nach der wunderbaren Speisung vom Ostufer des Sees her zurückgezogen.[4] Denn ob es auch in der Gegend von Tiberias mehrere Orte des Namens Magdala gegeben hätte (wie der Talmud zu erzählen scheint, Magdala heißt nichts anderes als: Turm), ob auch der eigentliche Text bei Matthäus von Magadan (ein sonst ganz unbekannter Name) berichtet: das wahrscheinlichste wird es doch immer bleiben, daß der Ort, der den Namen bis auf diesen Tag bewahrt hat, dem alten Magdala, nach der Magdalena ihren Namen hat, entspricht. Übrigens war zur Zeit Jesu Magdala der wichtigste Ort am See nächst Tiberias, und schon darum kann ohne nähere Bezeichnung nur eben dies Magdala von dem Evangelisten gemeint gewesen sein.

Doch wie dem auch sei, unser Ziel liegt weiter. Bald sehen wir die Ebene el Ghuwêr, die schon erwähnte, das Land Genesar[5] oder Gennezareth[6] auftauchen und blicken über sie und ihren aus der Ferne erkennbaren Schmuck des Grüns und der Blumen hin. Im Geiste sehe ich hier die Menge versammelt und ihn in ihrer Mitte sitzend, wie er predigt von den Lilien des Feldes und den Vögeln des Himmels und immer von seinem

---

[1]) Luk. 8, 2. [2]) Matth. 27, 56. 61; 28, 1. Mark. 15, 47; 16, 1. 9. Luk. 24, 10.

[3]) Schon im Alten Testament als Migdal-El, eine Festung im Stamme Naphthalis, Joh. 19, 38 erwähnt.

[4]) Matth. 15, 39. [5]) Mark. 6, 53. [6]) Matth. 14, 34.

Platze auf sie hinweist, fürwahr eine Anschauungspredigt, wie sie kaum eindringlicher sein konnte.

Endlich war am äußersten Nordwestrand des Sees die Stätte erreicht, an der einst Kapernaum gestanden hat. Die Deutsche Orientgesellschaft in Berlin hat hier vor langer Zeit Grabungen unternommen, welche die Franziskaner später übernommen und fortgesetzt haben. Nicht weit vom See winkt ein stattliches, neues Gebäude, das Eigentum der Franziskaner, die auch diese sogenannte heilige Stätte wie so viele andere in Palästina sich zu eigen gemacht haben. Ehe wir es erreichen, geht es über ein großes Trümmerfeld, das von Disteln und Unkraut aller Art überwuchert ist: Säulen und Säulenstücke, vereinzelte Kapitäle, viele Mauerreste werden erkennbar. Es gilt, im heißen Sonnenschein, der es schon jetzt um die zehnte Morgenstunde recht gut meint, um sie hinwegklettern und auf ihnen hin und her klettern, um einen richtigen Eindruck zu gewinnen. Aber gerne unterzieht man sich dieser Mühe: wissen wir doch, soweit Menschen etwas wissen können, daß dies Trümmer der Synagoge, also des Gotteshauses sind, in dem einst Jesus gelehrt und seine erste Predigt getan hat.[1]) Als Synagoge ist sie unfehlbar sicher zu erkennen: sie ist das einzige weiße, marmorartig aussehende Kalksteingebäude der Stadt gewesen, während die sämtlichen anderen Häuser, den Trümmern nach zu urteilen, aus schwarzem Basalt bestanden. Auch ist nach der verschiedenen baulichen Anlage deutlich der eine größere Teil als die neue, der andere als eine alte Synagoge zu erkennen, was aufs beste zu dem Bericht des Lukas passen würde, der vom Hauptmann erzählt, er habe eine neue Synagoge in Kapernaum erbaut.[2]) Wie bei Synagogen gewöhnlich, ist sie von Süden nach Norden gerichtet, hat im Süden den Haupteingang, zwei kleinere an den Seiten. Doch ist die neue Synagoge nicht nur dreischiffig, wie sonst

---

[1]) Mark. 1, 21. Luk. 4, 31. [2]) Luk. 7, 5.

Regel, sondern sogar fünfschiffig und fällt durch ihre besonders reiche, ja übervolle Ornamentik auf. Von den übrigen ausgegrabenen Trümmern ist nicht viel zu sagen, die meisten sind längst weggetragen und zu Häuserbauten in Tiberias verbraucht worden: denn das Haus des Petrus und ähnliches, was man zeigt, wird wohl nur katholischer Abergläubigkeit glaubhaft erscheinen.

Wir suchen hier etwas ganz anderes. Die Trümmer selbst sind uns keineswegs das Interessanteste, sondern das, was sie uns vergegenwärtigen, nämlich alles, was an ihm hängt, an unserm Herrn Jesus. Dies also ist der Boden, auf dem die Stadt gestanden hat, welche vor allen Städten der Erde die Ehre hatte, seine Stadt[1]) zu heißen. Hier an der Grenze der Stämme Sebulon und Naphthali hat Jesus gewohnt,[2]) in der schönsten Zeit seines Lebens, als seine Heilandswirksamkeit noch vollkommen ungetrübt war, als noch reine Freude und Begeisterung überall ihn willkommen hießen. Hier hat der Hauptmann gewohnt, der für seinen kranken Knecht die liebreiche, herzliche Fürbitte tat und der den herrlichen Glauben erwies: „Sprich nur ein Wort, Herr, so wird mein Knecht gesund," daß Jesus selbst zum Lobpreiser seines Glaubens ward: „Wahrlich ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden."[3]) Hier war der Gichtbrüchige zu Hause, den sie aufs Dach trugen und samt seinem Bett in die dichtgedrängte, um Jesus versammelte Volksmenge hinabließen, dem Jesus so freundlich-ernst zusprach: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben," dem er nach der Seele bald auch den Leib gesund machte: „Stehe auf, heb dein Bette auf und gehe heim."[4]) Hier auch ist der Synagogenvorsteher Jairus, den wir den Obersten zu nennen gewohnt sind, zu suchen, dessen zwölfjährige Tochter gestorben war, die Jesus wieder ins Leben zurückrief.[5]) Und wer will sie

[1]) Matth. 9, 1. [2]) Matth. 4, 13. [3]) Matth. 8, 5—13. [4]) Matth. 9, 2—8.
[5]) Matth. 9, 18—26.

alle aufzählen, die großen Dinge,[1]) die in Kapernaum durch Jesus geschehen sind? Nicht der tausendste Teil von ihnen ist ja auf die Nachwelt gekommen. Aber schlecht hat ihm seine Stadt gelohnt: bald war Enttäuschung und Gleichgültigkeit, Undank und Haß sein Lohn. Kapernaum war sein nicht wert, wie die ganze Welt Jesu nicht wert ist. Sie hatten Hülfe für ihre leiblichen Nöte begehrt: ihrer Seele bestes Teil, Erlösung von ihrem sorgenvollen, irdisch gerichteten, bösen Herzen wollten sie nicht. Eine lange Zwiesprache, die Jesus im Gotteshause zu Kapernaum, der einst so gesegneten Stätte, mit ihnen hatte über das Brot der wunderbaren Speisung und das Brot des Lebens selber, das in Person vor ihnen stand, hat die Lage geklärt, die Entfremdung der Herzen offenbar und den Riß zwischen dem Heiland und seiner Stadt zu einem unheilbaren gemacht.[2]) Fortan galt über Kapernaum wie über seinen Nachbarstädten Bethsaida und Chorazin das furchtbare Gerichtwort des Herrn: „Kapernaum, die du bis an den Himmel erhoben bist (nämlich durch die Gegenwart, die Predigten und die Taten des Herrn), du wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen werden (unter Gottes Fluch fallen). Wenn zu Sodom die Taten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stände noch heutiges Tages. Doch ich sage euch: Es wird der Sodomer Lande im jüngsten Gerichte erträglicher gehen als dir.“[3]) So verließ der Herr Kapernaum bald und weilte draußen im Lande, in der Gegend von Tyrus und Sidon, in der Gegend von Cäsarea Philippi. Nur auf Augenblicke kehrte er wieder in Kapernaum ein, die *seine* Stadt einst *gewesen* war. Nach vollendeter Wanderung durch Galiläa, nach der Verklärung, nach der Leidensverkündigung mußte er vor den Toren der Stadt Zeuge des eitlen Ehrgeizes seiner Zwölfe werden und sie in Kapernaum schmerzbewegt belehren: „So jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein von allen

---

[1]) Luk. 4, 23. [2]) Joh. 6, 24—66. [3]) Matth. 11, 23. 24.

und aller Knecht," und ein Kind in ihre Mitte stellend und es herzend erklärte er feierlich: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat."[1]) Ein anderes Mal war es, als man von Jesus beim Eingang in Kapernaum die Tempelsteuer forderte, und so ihn, den Sohn des himmlischen Königs, jedem Bürger der Stadt gleichstellte.[2]) Aber auch diese Demütigung ertrug er willig, nachdem er so viele andere schon ertragen hatte.

Kapernaum war längst nichts mehr als eine andere Stadt. Wohl war es eine ansehnliche Stadt. Es barg in seinen Mauern eine militärische Besatzung mit einem königlichen Hauptmann im Dienst des Herodes. Andere königliche Beamte hatten hier ihre Wohnung. Auch ein wichtiges Zollamt bestand hier, weil unfern, etwa eine Stunde weit, der Jordan die Grenze gegen das Ostjordanreich des Philippus bildete. Ein Zöllner oder Zollbeamter Levi, auch Matthäus mit Namen, war es, den Jesus unmittelbar aus dem Zollhaus in seine Jüngerschaft berief.[3]) Schon vorher waren es zwei Brüderpaare, Andreas mit Petrus und Jakobus mit Johannes gewesen, die allesamt in Kapernaum, ihres Fischerberufs wegen, wohnhaft geworden waren (ihre Heimat war wie die Jesu im Binnenlande), die Jesus gleichfalls hier ihm nachzufolgen berufen hatte. So war der Grundstock der Jüngerschar entstanden, alle fünf waren in und bei Kapernaum zu ihm gekommen.

Also hatten doch einige Leute in Kapernaum dem Herrn Jesus und ihrer Vaterstadt Ehre gemacht. Fast schien es, als ob Kapernaum doch nicht so ganz dem Fluche verfallen sei. Kaiser Konstantin, hören wir, hat sogar eine christliche Kirche in Kapernaum gebaut. Das ist aber auch alles. In den Stürmen des siebenten Jahrhunderts ist der Ort samt dem Namen unter-

---

[1]) Mark. 9, 33—37. [2]) Matth. 17, 24. [3]) Matth. 9, 9.

gegangen. Kapernaum war gänzlich vergessen bis in die allerneuste Zeit hinein, wo seine Trümmer ausgegraben worden sind. Allmählich verspricht es wieder eine Stätte des Segens zu werden. Denn ein Fluch war es nur, weil und solange es Jesus verstoßen hatte. Jetzt wo im Evangelium Jesus dem Orte wieder naht, wo Diener Jesu ein gastliches Heimwesen über Kapernaums Trümmern errichtet haben und seine vereinzelten Bewohner die Umgegend durch ihr Wort und ihre unterrichtende, heilende, helfende Tätigkeit zu Jesus rufen, da kann eine neue Zeit für Kapernaum anheben. Ob und wann, das steht in Gottes Hand. Sicherlich sind die Franziskaner, in deren luftigem, kühlem Heim drinnen und in deren geschützten, umgitterten Plätzchen draußen ich ernste und traute Gespräche mit dem Mönch, einem Landsmann, pflog, in dem geschilderten Sinn am Werk. Gottes Segen über sie! —

Als die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht hatte, ging es den gleichen Weg zu Schiffe über den See zurück. Keiner von uns ahnte, daß wir auf der Rückfahrt noch in ganz besonderem Sinn gewürdigt werden sollten, in Jesu Erdenspuren einzutreten. Der ernste Eindruck, den Kapernaum gemacht hatte, wich alsbald der Freude darüber, daß wir hier gewesen und diese Stätte hatten schauen dürfen. Nach einer Weile, bei einer Stunde, lenkten unsere Schiffsleute das Boot plötzlich in die Gegend des Ufers. Auf unser erstauntes Fragen: warum das? erhielten wir zur Antwort: weil ein Sturm naht und Segel nicht vorhanden sind. Unsere Augen schauten nach dem Westen, von wo der Sturm kommen sollte. Doch sahen wir nichts: der Himmel war völlig klar und wolkenlos, die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen unerbittlich gleichmäßig hernieder. Auf unsere zweifelnden Fragen erklärte der Schiffsmann: binnen zehn Minuten ist der Sturm da. Er hatte recht. Nach Verlauf von zehn Minuten setzte ein leiser Wind ein, bald wurde er stärker und sein Toben immer heftiger. Das Boot wurde trotz seiner Größe kräftig geschaukelt, ging

fortgesetzt — wie bei schwerem Seegang — auf und nieder. Gewiß, auf der Höhe des Sees wären wir verloren gewesen; so aber, am Ufer des Sees, im Schutz der Berge, die den Wind doch nicht in voller Stärke heranstürmen ließen, ging alles gut. Die Nordwestbucht des Sees war bald überstanden, die Häuser von Tiberias gewährten kräftigen Schutz, so daß das Wasser hier ruhig blieb. — Noch schlimmer freilich sollte es mir an einem der folgenden Tage ergehen, wo das Boot in heftigem Winde mit Hilfe von Segeln quer über den See trieb. Da schlugen die hochgehenden Wogen buchstäblich in das Schiff, mehrere der Mitreisenden weinten und schrien vor Angst und zwangen den Schiffer zuletzt mit Tränen und Drohungen, an Land zu gehen, wiewohl damit wir Reisenden alle in die unangenehmste Lage kamen und tatsächlich ja nicht die geringste Gefahr vorhanden war. — Nach diesen Erlebnissen freilich verstand ich vollständig die Jünger, die mit Jesus über den See fuhren, die, als die Wellen in das Boot schlugen, den schlafenden Herrn mit dem angstvollen Vorwurf weckten: „Meister, fragst du nichts danach, daß wir verderben?“[1]) wo dann Jesus aufstand, Wind und Meer bedrohte, daß es ganz stille ward, dann aber die Jünger schalt: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“[2]) — Was damals geschah, wiederholt sich in äußerlich ähnlicher Weise noch oft genug. Der See Gennezareth, obwohl rings von Bergen umkränzt, ist doch den Winden, die aus den wenigen vorhandenen Schluchten der Berge im Nordwesten (wie ichs mehrere Male erlebte), nicht minder im Norden und Südosten hervorbrechen, ausgesetzt und wird von ihnen, namentlich in der Frühjahrszeit, oft plötzlich aufgeregt, so daß kleine Boote in Not und Gefahr kommen: ebenso schnell freilich legt sich der Wind manchmal wieder, und der fromme Bootsinsasse wird darin noch heute mit Dankbarkeit Gottes gnädiges Eingreifen erkennen und ihm die Ehre geben.

---

[1]) Mark. 4, 38. [2]) Matth. 8, 26.

Allein nicht nur Tiberias und Kapernaum, nicht nur den See Gennezareth und seine Schönheit wie seine Tücke, nein auch seine Ufer, und zwar nicht nur vom See aus wie bisher allermeist, sondern aus nächster Nähe, hüben wie drüben, durfte ich kennen lernen. Zuerst auf dem Landwege von Tiberias bis in die Gegend von Kapernaum. Hier ging's immer am See entlang, auf schmalem Pfade, viele Strecken weit durch meterhohes stachlichtes Unkraut: der Wind brauste, der See rauschte, die Sonne schien so trübe und verschwand schnell wieder, es war so recht ein Bild, das den Abschied erleichtert. Anfangs- und Endzeit am See trübe, in der Mitte goldene Zeit mit lachendem Sonnenschein: war's nicht wie eine Erinnerung daran, daß vor Jesu goldener Gegenwart und nach ihm der See Gennezareth und seine Landschaft gleichermaßen in Trübe und Sturm gehüllt erscheint? Wir kamen über Magdala, das genannte Dörfchen, das außer Schmutz und Elend eine einzige stolze Palme zeigt, in die Ebene el-Ghuwer, die schon der alte Dichter rühmt: „Naphthali ist satt von Gaben der Huld, voll von Segnungen Gottes, nimmt das südliche Meer in Besitz,“[1]) und dann Josephus mit so farbenprächtigen Worten beschrieben hat: „Die Landschaft Genesar ist von wunderbarer natürlicher Schönheit. Kraft der Fettigkeit ihres Bodens versagt sie keinerlei Gewächs: die Bewohner haben daher alle möglichen Arten angepflanzt, zumal das ausgezeichnete Klima dem Aufkommen der mannigfaltigsten Sorten förderlich ist. Nußbäume, die vor allem kühler Temperatur bedürfen, wachsen dort ebensosehr in großer Menge wie Palmen, die nur in Hitze gedeihen. Und dicht bei ihnen wieder stehen Feigen- und Ölbäume, denen eine gemäßigte Temperatur bekömmlich ist. Diese eigentümliche Erscheinung könnte man ebensogut bezeichnen als einen Wettstreit der Natur, die das, was einander von Haus aus widerstrebt, auf einen Punkt zusammenzubringen trachtet, wie als

---

[1]) 5. Mos. 33, 23.

einen edlen Wettbewerb der Jahreszeiten, deren jede diese Landschaft für sich in Besitz nehmen möchte. Denn der Boden bringt hier die verschiedensten Obstsorten, die sich anscheinend miteinander nicht vertragen, nicht bloß jährlich einmal, sondern längere Zeit hindurch ohne Unterbrechung hervor. Z. B. liefert er die königlichen Früchte der Weintrauben und Feigen zehn Monate lang in ununterbrochener Folge, während die übrigen Früchte im Laufe des ganzen Jahres gleichzeitig mit jenen, doch der Reihe nach reif werden." So war's einst, und jetzt? Wohl fließt noch die Quelle Kapernaums, auf die Josephus die Fruchtbarkeit mit begründet, in alter Kräftigkeit (wir kommen noch auf sie zurück), wohl eilt noch so manche Wasserader, wie vom Wadi-el-Hammam, dem Taubental, im Süden bis zur Feigenquelle, ʿAin-et-tin, beim Chan-minje im Norden, von den Bergen herab dem See zu und erschwert dem Wanderer selbst auf dem Reittiere durch seine Tiefe und reißende Art das Fortkommen. Wohl stehen außer dem grünen und blumigen Untergrund Feigenbäume, Granatenbäume, Oleanderbuschwerk hin und her in der einst so gesegneten Ebene. Allein der Anbau ist doch gegen früher gering, und das meiste ist Wildnis.[1]) Traurige Gegenwart, wo Jesus fehlt und selbst der natürliche Schmuck des Landes, ebenfalls durch menschliche Schuld, verblichen ist. Dazu kommen andere traurige Erinnerungen. Dort im Taubental, wo übrigens außer Tauben auch Raben, Adler, Geier hausen, sind in steiler Höhe auf beiden Seiten die zahlreichen Höhlen in der Felswand erkennbar: sie haben oft genug Räubern als Versteck, aber auch den Anwohnern als letzte, weil fast unerreichbare, nur dem Kundigen zugängliche Zufluchtstätte vor dem Feinde gedient, bis König

[1]) Gewisse leise Anfänge zum Besseren regen sich. Bei Tell-Hum wurde schon 1907 in einer Höhe von 120 m über dem See Genezareth eine Kolonie der Italiener gegründet, nachdem die Franziskaner, die Besitzer von Tell-Hum und seiner Umgebung, ihnen das dazu erforderliche Land verkauft hatten. Das nötige Wasser wird durch Petroleum-Motore aus dem See in die Kolonie hinaufgeschafft.

Herodes seinen verzweifelt um ihre Freiheit sich wehrenden Gegnern auch hierher nachging und vom Gipfel des Felsens herab auf der Südseite in schweren Eisenkästen Soldaten herniederließ, die den Eingang der Höhlen mit Feuer- und Rauchbränden erfüllten und die Flüchtlinge so in den gräßlichsten Tod zwangen, sei es daß diese im Innern blieben und erstickten oder daß sie heraustraten, um entweder dem Feinde ins Schwert zu fallen oder in den Abgrund zu stürzen.

Auch sonst entbehrt die Ebene Genneſar nicht ganz der Wildheit. Denn an ihrem nördlichen Ende schiebt sich plötzlich ein felsiges Vorgebirge bis hart an den See heran vor und läßt nur einen schmalen Übergang, einen Felspfad, frei, der früher einmal als Wasserleitung gedient haben soll. In einigen Minuten bin ich auf der Höhe angelangt und sehe rechts unter mir ein stattliches Gebäude mit prächtigem, ausgedehntem Garten, der sich nach der Seeseite zu senkt; auch unsern Weinberg-Anlagen im ersten Frühlingsschmuck. Hier ist der Besitz des deutschen katholischen Palästina-Vereins: zwei Deutsche verwalten hier in einsamer, öder Gegend ein Hospiz, der eine früher langjähriger Missionar im Moabiterlande gewesen, der andere Lazaristenmönch aus Aachen. Schwere Arbeit tun sie hier: denn außer der Verwaltung des Hospizes liegt ihnen noch ob, daß sie im Lande umherziehen und in den verstreut liegenden Ortschaften die Jugend zu sammeln suchen, um ihnen christlichen Unterricht zu erteilen. Die Stätte heißt et-Tabgha, nach einer Quelle, die von hier in wenigen Minuten auf einem Pfade mitten durch Garten- und Weinberg-Anlagen hindurch zu erreichen ist. Mehrere andere Quellen, ursprünglich sind es wohl sieben gewesen (denn daran erinnert der Name et-Tabgha), finden sich in der Nähe. Die Hauptquelle ist es auch, die von Kapernaum ihren Namen trägt (denn dieser Ort lag nur eine knappe halbe Stunde von hier entfernt), wie schon vorhin erwähnt wurde, und deren reichliches Wasser zugleich nach der anderen Seite, in die Ebene Genneſar

geleitet war. In dem Heim deutscher Katholiken, das an dieser Stätte mit echt deutschem Fleiß und Geschick erbaut worden ist, saß ich eine geraume Weile im Gespräch mit dem Pater und lauschte seinen Erzählungen über Land und Leute, Freude und Leid seines Lebens; durfte auch seine persönliche Freundlichkeit und Hilfe genießen und ihm, trotzdem er anderen Glaubens ist, von Herzen Wünsche eines Mitchristen für seine schwere, nicht ungesegnete Tätigkeit ausdrücken.

Hier war es auch, vom Garten her, wo ich meinen Blick zum letztenmal (so mußte ich bis jetzt annehmen) über den See Gennezareth schweifen ließ und in langes Sinnen geriet. Da lag er vor mir in seiner ganzen Ausdehnung und mit seiner ganzen Uferlandschaft (nur einzelne Punkte blieben verborgen). Ich gedachte des, wie unser Herr nicht bloß Kapernaum und gewisse Stellen der See-Landschaft, nämlich die nördlichen Gestade, nein wie er damit eben den ganzen See für unsere Erinnerung geheiligt hat. Denn zwar können wir für die meisten und wichtigsten Begebenheiten seines Lebens nicht mit Gewißheit (oder überhaupt nicht) sagen, an welchem Punkte sie stattgefunden haben. Aber daß sie am Ufer dieses Sees geschehen sind, das ist ganz gewiß. Am Galiläischen Meer wandelte er, als er seine ersten Jünger, Andreas mit Petrus, Jakobus mit Johannes, die beiden Brüderpaare, berief. Sie warfen ihre Netze ins Meer, als Jesus ihnen zurief: „Ich will euch zu Menschenfischern machen."[1]) Am See Gennezareth stand er und predigte vom Kahn aus, ehe er Petri wunderbaren Fischzug veranlaßte, der mit dem Petrus-Bekenntnisse endigte: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch."[2]) Hier war der Berg, irgendwo über der Ebene Gennesar, auf dem er nach einer im Gebet verbrachten Nacht seine Zwölfe berief. Hier hat er seine Gleichnisse vom Kommen und Wachstum des Reiches Gottes verkündigt, vom Schiff aus das Volk anredend.[3])

---

[1]) Matth. 4, 18. [2]) Luk. 5, 1—10. [3]) Mark. 4, 1 ff.

So oft er von irgendwoher ans Galiläische Meer zurückkehrte, versammelte sich viel Volks zu ihm, brachten sie ihre Lahmen, Blinden, Krüppel, Kranke aller Art, zur Heilung und Heiligung. Wieder und wieder waren hier große Scharen um ihn versammelt, und er speiste sie an Leib und Seele, vier-, fünftausend auf einmal. Oftmals fuhr er vom Westufer hinüber nach dem Osten, um jenseits Ruhe zu finden, sich von schweren Tagen oder traurigen Nachrichten zu erholen oder sich zu neuer Tätigkeit zu stärken. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo einer sich zur Nachfolge erbot, den er mit hohem Ernst zur Selbstprüfung aufrief: „Die Füchse haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege;" wo er einen anderen, halbentschlossenen, der nur zuerst noch seinen Vater begraben wollte, zu voller Entschiedenheit aufforderte: „Laß die Toten ihre Toten begraben; du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes!"[1]) — Und drüben, jenseit der Jordan-Mündung auf einem kaum 30 Meter hohen Hügel unweit des See-Ufers (et-tell „der Hügel" genannt, auf dem freilich kaum bemerkenswerte Trümmer erhalten sind), lag einst Bethsaida, zu deutsch „Haus des Fischfangs", gemäß dem Beruf ihrer Bewohner so bezeichnet. Bethsaida, vormals Dorf, dann eine stolze Stadt, die vom Vierfürsten Philippus kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung prächtig ausgebaut worden war und nach einer Tochter des Kaisers Augustus den Beinamen Julias trug, die Heimat eines Andreas und Petrus und nicht minder des Philippus.[2]) In ihrer Gegend hatte Jesus so oft die erwähnte Zufluchtstätte gefunden: hierher war er gegangen nach Speisung der Fünftausend, die am Ostufer geschehen war, die Jünger ihm seinem Gebot gemäß voran, um ihn dann in der Nacht auf dem See wandeln zu sehen.[3]) Hieher in die öde Gegend bei Bethsaida hatte er seine Jünger, als sie von ihrer ersten Predigtreise durch

[1]) Matth. 8, 18—22. Luk. 9, 57—62. [2]) Joh. 1, 44. 12, 21.
[3]) Mark. 6, 45.

Galiläa zurückgekehrt waren, geführt, mit ihnen allein zu sein und mit ihnen auch über den Tod des Täufers zu trauern.[1]) Von hier war er, nachdem er einen Blinden geheilt,[2]) mit seinen Jüngern allein in den fernen Norden, in die Einsamkeit bei Cäsarea Philippi am Fuße des Hermon aufgebrochen. Über eben dieses Bethsaida hatte er, gleichwie über Chorazin, das eine Stunde nördlich von Kapernaum in einem Seitental des Sees hoch oben gelegen war (auch hier sind Gebäude- und Synagogenreste, alles aus düsterem Basalt, ausgegraben worden), und in dessen Gegend jetzt nur ein ungewöhnlich schlechter Pfad an den Trümmern des heutigen Kerase vorbei führt, und gleichzeitig mit ihm über Kapernaum das furchtbare Wehe ausgesprochen:[3]) übrigens das einzige, was wir in den Evangelien, in der ganzen Heiligen Schrift von Chorazin zu hören bekommen! Ja die drei Städte Kapernaum, Bethsaida, Chorazin,[4]) einst die herrlichsten und gesegnetsten der Erde kraft der Herrlichkeit Jesu, der so oft in ihrer Mitte geweilt, und jetzt eine immer zerfallener als die andere, seit tausend und mehr Jahren ihre Spuren verweht: welch eine erschütternde Erfüllung jenes Fluchs! Da schweigt die Menschenseele und betet an: „Herr, geh nicht ins Gericht mit deinem Knecht!“

Aber noch andere Gerichte knüpfen sich an den See Gennezareth. Eine Erzählung gibt's, die uns illustriert, in welcher Weise Jesu Wehe herausgefordert wurde. Bethsaida entgegengesetzt im Süden, im Gebiete von Gadara, in weiter Ebene gab es ausgedehnte Weiden, auf denen die halbheidnischen Bewohner ihre Schweineherden hüteten. Die Gegend gehörte zu der Stadt Gadara, die südlich vom See Gennezareth, jenseits hoch über dem Jarmuktale

---

[1]) Luk. 9, 10. [2]) Mark. 8, 22—26. [3]) Matth. 11, 21. Luk. 10, 13-

[4]) Die Professoren Kohl und Watzinger haben im Oktober 1907 die Trümmer der Synagoge von Chirbet-Kerāse, dem alten Chorazin, untersucht und gefunden, daß manche der aus hartem Basalt gearbeiteten Stücke recht gut erhalten waren. Die Synagoge muß eine der schönsten Galiläas gewesen sein.

lag. Hier hatte Jesus einen schwerkranken Mann, der von Tobsucht befallen gewesen war und schon viel Unheil gestiftet hatte, den niemand bändigen, noch weniger hatte heilen können, getroffen und ihn gesund gemacht. Doch im letzten Anfall seiner Raserei hatte der Unglückliche sich in eine Schweineherde gestürzt und diese so in Verwirrung gebracht, daß die Tiere den steilen Abhang herunter in die See gefallen waren. Daraufhin baten die Leute der Gegend, denen ihre Schweine mehr galten als die Wiedergenesung des Kranken, ja als der Besuch des Heilandes, der ihnen das seligmachende Evangelium zu bringen hatte, Jesum, er möchte ihre Gegend verlassen.[1]) Und Jesus, der sich keinem aufdrängt, der ihn nicht will, ging und — kam nie wieder. Bald folgte das Gericht des Jahres 70, das nicht nur über Jerusalem, mit dem es zu verbinden wir gewohnt sind, sondern nicht minder furchtbar über den See Gennezareth und seine Uferstädte erging. Von Tiberias war schon die Rede. Schlimmer erging es dem weiter südlich gelegenen Tarichea, der Griechenstadt, die von der Einsalzung der Fische ihren Namen hat, und der auf felsigem Abhang des Ostufers unmittelbar über dem See gelegenen Stadt Gamala, die, auch durch Schluchten im Norden und Süden geschützt, nur vom Osten her, wo auf der Hochebene Hippos gelegen ist, einen Zugang hat. Tarichea wie Gamala wurden von den Römern blutig erobert, Hippos von jüdischen Fanatikern aus Tiberias mißhandelt.

Doch um nicht mit diesen traurigen Bildern den Rundblick über den See Gennezareth zu schließen, um nicht Wehe und Gericht zur letzten Erinnerung zu machen, so sah ich im Geist eine Stunde der Morgenfrühe heraufziehen, es war nicht lange nach dem ersten Ostern. Siehe, da waren die Jünger wieder am See, in altvertrauter Gegend, lagen ihrem alten Gewerbe, dem Fischfang, ob und erlebten eine Begegnung mit dem auferstandenen Herrn,

---

[1]) Mark. 5, 17.

hielten mit ihm nach alter Weise ihre Mahlzeit, vernahmen seine Stimme und wurden Empfänger seiner Gnade. Da mußte sich Petrus, der ihn dreimal verleugnet hatte, prüfen lassen: Hast du mich lieb? und durfte seinen Auftrag vernehmen: Weide meine Lämmer, meine Schafe, folge mir nach! Eine neue Zeit war angebrochen: der Gekreuzigte war wieder lebendig geworden, der Name dessen, der einst den See Gennezareth verherrlicht und an seinen Anwohnern wie am ganzen Volk Israel zuschanden geworden war, er ward in alle Lande hinausgetragen. Wo seit dieser Zeit Jesus als Heiland der Welt und Freund der Seele verkündigt und aufgenommen ist, da findet auch der See Gennezareth und die Stadt Kapernaum ein ehrenvolles, dankbares, beseligendes Gedächtnis.

Mit diesen Gedanken verließ ich nach der Ruhestunde in et-Tabgha den See Gennezareth und zog weiter in die Berge Galiläas hinauf nach Norden. Bald war der See dem Gesichtskreis entschwunden, um so bälder, als Nebel und Regen heraufzogen. Im Herzen aber hallte es noch lange nach: „O wie herrlich bist du doch, See Gennezareth! Wiewohl du dich mit keinem Alpensee, nicht dem Züricher-, nicht dem Vierwaldstätter, um keinen mehr zu nennen, messen kannst, so bist du dennoch der allerschönste, weil mit dir auf alle Zeit Name und Gegenwart des Schönsten der Menschenkinder unzertrennlich verbunden bleibt!“

10. Cäsarea Philippi.

Der nördlichste Punkt meiner Paläſtina-Reiſe war in Dan erreicht. Nach der Mittagsraſt, die hier am 12. April gehalten wurde, ging es wieder nach Süden zurück, und zwar im Oſtjordanlande, nachdem der ganze bisherige Weg von Jeruſalem quer durch Samaria und Galiläa im Weſtjordanlande, dem im engeren Sinne heiligen Lande oder Kanaan, Israels Heimatlande, gemacht worden war. Mit den heiligen, d. i. durch Vorgänge und Perſonen der bibliſchen Geſchichte, zumal der neuteſtamentlichen Geſchichte geweihten Örtlichkeiten, war es fortan im ganzen vorbei. Dafür ſollte ich aber ſofort beim Eintritt ins Oſtjordanland, gleichſam im voraus für alles, was mir fortan fehlen würde, reichlich entſchädigt werden. Denn der Übergang ins Oſtjordanland vollzog ſich an einer Stelle, welche die Erinnerung an einen der Höhepunkte aus dem Erdenwandel unſeres Heilandes weckte, bei der Stätte des alten Cäſarea Philippi.

Der Weg von Dan hieher iſt nicht weit, ein Stündchen etwa.[1]) Die Nachmittagſonne brannte heiß, und Schatten gab es nicht. Zwar hörte man und kann man leſen von einem Wege, der zwiſchen Dan und dem Reiſeziel unter Eichen und zuletzt auch durch einen Park (freilich einen verwilderten) hindurch führt. Wir merkten von allem dem nicht viel, ſondern hatten weſentlich den Eindruck eines Wegs, der durch ſumpfige, ſteinreiche Gegend ging, wie wir ſie ſchon am Vormittag reichlich kennen gelernt

[1]) 5 km.

hatten. Ohne Frage, es war stellenweise recht unbehaglich — und die Bäume, unter denen wir hinweg kamen, konnten nichts daran ändern, daß wir allermeist von einem Wege überhaupt nichts merkten. Allein, es war bald überstanden. Wir näherten uns dem übermütig zu unserer Rechten in der Tiefe rauschenden Ostjordan, sahen jenseits unser Zeltlager schon aufgeschlagen und freundlich winken, nur daß wir des Jordans wegen noch einen weiten Weg (oder Umweg) durch das vor uns liegende Dorf zu machen hatten, um dort die Brücke über den alten Stadtgraben zu überschreiten, deren Seiten von Schlinggewächsen aller Art, auch von Reben umrankt waren. Wir überschritten sie und zogen durch ein niedriges, enges, finsteres Tor, aus altem Mauerwerk bestehend, in den Ort ein, der als Cäsarea Philippi aller Christenheit bekannt und ehrwürdig ist, aber vor Christi Zeiten wie nachher einen anderen Namen führte: ursprünglich Paneas, heute nach arabischer Weise etwas anders, nämlich Banjas gesprochen.

Wir blicken um uns: alles macht den Eindruck eines elenden Dorfs, die Bewohner sind arm, ungewöhnlich arm — man sieht's ihnen an. Das Pflaster der Wege ist überall voller Klaffe und Risse, große Quadern, von alten Bauwerken herrührend, liegen im Wege, niemand räumt sie weg. Bald geht es über einen Bach hinüber, der von der Höhe des Dscholan herniederkommt und sich hier mit dem jungen Jordan vereinigt. Die Vereinigung beider Täler, über der auf einer im ganzen ebenen Hochfläche, auf einem terrassenartigen Vorsprung am Südfuß des Hermon, der in unbeschreiblicher Pracht und Majestät die ganze Gegend beherrscht und ohne Frage ihren Glanzpunkt bildet, das heutige Banjas liegt: das ist's in erster Linie, was die Lage des Ortes so hübsch macht. Zu den beiden rauschenden Gewässern gesellen sich zahlreiche Quellen, die das Erdreich fruchtbar machen. Daher ist die Gegend von großer Fruchtbarkeit. Banjas hat reichen Baumwuchs, viele gut bewässerte Gärten (wie etwa Sichem): Ölbäume,

Feigenbäume, Nußbäume, Pappeln, Binsen, Oleander und mannigfaches Strauchwerk wie Gestrüpp ergrünt und erblüht allenthalben, daß das Auge seine helle Freude daran hat, und das Ohr freut sich an dem majestätischen, gleichmäßigen, Tag und Nacht nicht unterbrochenen Rauschen des jungen Jordans, der zum Teil über natürliche Felsblöcke, zum Teil über die Trümmer alter Bauwerke, wie sie am Nordende des Orts jetzt auch noch frei umherliegen, während andere ins Wasser hineingestürzt sind, dahinpoltert, durch den üppigen Pflanzenwuchs an beiden steilen Ufern verdeckt, so daß er nicht nur unsichtbar bleibt, sondern auch die Annäherung an ihn, etwa zum Genuß eines Bades in seinen herrlichen, klaren, erfrischenden Wassern so schwierig wie möglich macht. Der Ort selbst mag in etwa 50 Häusern 350 Einwohner zählen. Die Häuser, besser Hütten genannt, tragen auf den Dächern meist regelrechte Laubhütten, die aus Binsen und Baumzweigen geflochten sind. Sie dienen zunächst dazu, um in der Sommerzeit kühlen, luftigen Aufenthalt zu bieten, aber auch besonders zum Schlafen in der Nacht, weil der Schläfer hier oben Schutz vor den Skorpionen hat, wie das alte Gemäuer des Orts sie in Mengen zu beherbergen pflegt. Die ganze heutige Stadt liegt innerhalb mittelalterlicher Mauern, denen die Türme nicht fehlen: diese Bauten aus der Kreuzfahrerzeit sind im ganzen nicht schlecht erhalten. Die alte Stadt wird einst mehr nach Süden hin und auch tiefer gelegen haben und umfaßte wohl auch die Stelle, wo wir unmittelbar am Jordan, oder vielmehr über ihm, in einem schönen Ölbaumhain unser Lager hatten.

Der Glanzpunkt aber des Orts, der uns zugleich unversehens in seine Vergangenheit zurückleitet, ist eine an seinem Nordwestende gelegene Grotte, eine uralte Höhle, die jetzt durch mehrfache Erdbeben und Bergstürze zum Teil zerstört ist. Oben hoch auf dem Fels steht das weiße Kuppelgebäude eines mohammedanischen Weli, el-chadr, d. i. St. Georg genannt. Aus der Höhle, aus einem kleinen Teich unmittelbar an der senkrecht ragenden Fels-

wand, der von unterirdischen Quellen gespeist wird, kommt der östliche der drei Jordan-Arme, auch der große Jordan genannt, hervor und beginnt seinen Lauf in raschem Gefälle hin zum mittleren Jordan, dem sogenannten kleinen Jordan, der so heißen muß (wiewohl er das meiste Wasser mitbringt), weil er den kürzesten Lauf hat (eine Meile südlich von Dan vereinigen sich beide), während endlich der westliche Arm zwar die weitaus längste Strecke von der Quelle bis zu der Stelle, wo ihn jene beiden vereint aufnehmen, zurückgelegt hat, aber das wenigste Wasser herzubringt. Die Jordan-Quelle, die wir bei Banjas vor Augen haben, ist von allen dreien unfraglich die anziehendste und merkwürdigste. Denn hier, in der Höhle, die wegen ihrer Eigenart dem Pan geweiht war, befand sich Jahrhunderte vor Christi Geburt ein Heiligtum des griechischen Hirten-Gottes Pan, das Paneion, nach welchem auch der Ort seinen Namen Paneas trug. In der Felswand sind noch jetzt mehrere große Nischen, rechteckig mit oben angeschlossenem Halbkreisbogen, deutlich erkennbar: sie trugen einst Bildnisse des Pan und der Göttin Echo. An der einen sind noch die griechischen Lautzeichen zu lesen, welche den Sinn ergeben: „Priester des Gottes Pan." In dieser Gegend, bei den Jordanquellen von Paneas, wurde 199 v. Chr. — es ist das erste Mal, daß wir von dem Orte hören — eine blutige Schlacht geschlagen, in der König Antiochus III. von Syrien Skopas, den Feldherrn des Ägypterkönigs Ptolemäus Epiphanes, besiegte und damit den nördlichen Eingang Palästinas und die Herrschaft über das Land für einundeinhalb Jahrhunderte gewann. Nicht weit ab von dem alten Pan-Heiligtum erbaute dann um die Zeit von Christi Geburt König Herodes aus weißem, hell leuchtendem Marmor dem Augustus einen Tempel, aus Dankbarkeit für viele ihm von dem Kaiser zuteil gewordene Wohltaten und Gunstbezeugungen, in dem der erste römische Kaiser angebetet wurde. Sein Sohn und Nachfolger in der Herrschaft für diese Gegend wie ganz Peräa und Galiläa, der Vierfürst

Herodes Philippus, der nachmalige Landesherr Jesu, der von 4—34 n. Chr. regierte, fuhr in der Weise seines Vaters fort und erbaute in unmittelbarer Nähe des alten Paneas eine prächtige Stadt, die er, ihrem wesentlich heidnischen Gepräge entsprechend, wieder zu Ehren von Augustus „Kaiserstadt" oder Cäsarea nannte, worauf die Zeitgenossen ihr zur Unterscheidung von so mancher anderen damals entstehenden Kaiserstadt[1]) den Beinamen „des Philippus" gaben. So ist es gekommen, daß die Stadt unter dem Namen „Cäsarea Philippi" bekannt und in gewissem Sinne berühmt geworden ist. So heißt sie nämlich im Neuen Testament und bei Josephus, während andere Schriftsteller von Cäsarea-Paneas sprechen. Eine Zeitlang übrigens führte sie später noch den Namen Neronias, nach dem Kaiser Nero. Übrigens war König Herodes-Philippus von allen Söhnen seines Vaters der beste und, ungleich seinem tyrannischen Vater, ein milder, auf das Wohlergehen seiner Untertanen bedachter Fürst, der es wohl verdient, in dem Namen Cäsarea-Philippi verewigt zu werden. Das muß wundernehmen: es lag ihm anders im Blut und entsprach keineswegs dem Zeitgeist, nämlich dem heidnischen Geist. Aus diesem Geist heraus geschah es vielmehr, daß, nachdem schon Vespasian auf dem Kriegszuge gegen Jerusalem den Fall Jotapatas, der stärksten Bergfeste in Ober-Galiläa, und damit die Eroberung Galiläas mit seinen Truppen in Cäsarea in zwanzigtägiger Rastzeit durch Feste gefeiert hatte, Titus, sein Sohn und Nachfolger, der Eroberer Jerusalems, seinen endgültigen Sieg wieder in Cäsarea, unter vielen blutigen Kampfspielen, wo gefangene Juden mit wilden Tieren oder widereinander auf Leben und Tod zu streiten hatten — zur Belustigung Tausender von heidnischen Zuschauern — feierte. Das ist bares Heidentum, trotz äußerem Glanz und Pracht. Das ist's, was den Kultus eines Pan, eines Augustus kennzeichnet. Es ist weit, weit ab, tief unter

[1]) Man denke nur an das Cäsarea, das am Mittelmeere, etwa halbwegs zwischen Jafa und Haifa lag, wo Paulus so lange Zeit gefangen saß.

dem, was ein Christ meint und woran ein Christ bei dem Namen Cäsarea Philippi erinnert wird.

Denn auf dem Wege nach Cäsarea Philippi, den Jesus von Bethsaida am See Gennezareth aus nahm, war es, wo der Herr an seine Jünger die entscheidende Frage richtet: Wer bin ich? Für wen haltet ihr mich? Und sie antworten, Petrus antwortet in ihrer aller Namen: Du bist Christus, du bist der von Gott erwählte Heiland und Seligmacher deines Volks. Diese zentrale Frage und Antwort zusamt der voraufgehenden Verhandlung über das, was die Leute von Jesus sagen: er sei Johannes der Täufer, er sei Elia oder Jeremia, er sei irgend ein Prophet, hat ihren Schauplatz nicht in Galiläa, am See Gennezareth, in Kapernaum, auch nicht in Jerusalem oder sonst irgendwo im heiligen Lande gehabt. Sondern Jesus war mit seinen Jüngern sozusagen außer Landes, in abgelegene Gegend, an die Stätten der Einsamkeit und Stille gegangen, um sie hier in das tiefste Geheimnis seiner Persönlichkeit einzuführen. Der Zweck seines Unterrichts, seines vertrauten Umgangs mit ihnen, der Offenbarung seines Herzens und heiligen Wesens war erreicht, wenn sie aller andersartigen und minderwertigen Auffassung seiner Person das bestimmte: Du bist Christus, wir haben es geglaubt und erkannt, entgegensetzten. Die Person und Bedeutung Jesu ist ja in der Gegenwart (und zu allen Zeiten) noch immer so umstritten wie damals, ja heutzutage fast mehr als je. „Die Leute" sagen jetzt, die einen: Jesus war die Blüte der Religion, die anderen: ein frommer Mensch, wenn auch nicht rein von aller Sünde, wieder andere: ein sozialer und wirtschaftlicher Reformer u. s. f. Aber alle Ehrentitel und Respektbezeugungen reichen nicht aus, reichen nicht von ferne an die Wirklichkeit heran, an das Herzens- und Glaubensbekenntnis: Du bist Christus, meiner Seele Heiland, mein Führer vom Tode zum Leben, mein Ein und Alles. An diesem Bekenntnis und dieser Erkenntnis hängt von Anfang an notwendig das Leiden und Sterben des Herrn ebenso wie sein

Herrlichkeitsstand. Auf des Petrus Wort: Du bist der Christ Gottes, folgt unmittelbar die Ankündigung des Leidens und Sterbens, in das sich die Jünger nicht finden konnten, mit dem noch heute die Mehrzahl der Christen gleichwie zahlreiche Theologen nichts anzufangen wissen. Einzig aber der gekreuzigte Heiland, der für unsere Sünden dahingegeben ist, hat die Macht, uns von der Sünde loszureißen, daß wir den Tod überwinden und unseres Lebens wahrhaft und auf ewig froh werden. Denn der gekreuzigte Heiland, das ist zugleich der auferstandene und durch seine Auferstehung verklärte Heiland, gleichwie auf die Leidensankündigung alsbald[1]) die Verklärung auf dem Berge folgte (denn dieser Berg muß vielleicht in der Gegend von Cäsarea Philippi gesucht werden, vielleicht am Gennezareth-See, keinesfalls ist der Berg Tabor darunter zu verstehen). — Was war natürlicher, als daß ich am Abend des Tages von Cäsarea Philippi, unter lichtem Sternenhimmel, in herrlich-trauter Umgebung mit zwei Reisegefährten (während die anderen in den Ort gegangen waren, an einer Hochzeitfeier teilzunehmen) über alle diese ernsten und tiefgreifenden Fragen, die sich um Christus drehten, eine lang ausgedehnte Unterhaltung pflog und daß ich am Ende tieftraurig erkennen mußte, wie weit unser aller Meinungen auseinanderlagen, indem es noch immer nach der Art der Zeitgenossen Jesu ging: die einen sagen so, die anderen so!

Der seelischen Unbehaglichkeit entsprach die leibliche, welche von der Kälte der folgenden Nacht verursacht wurde! Wie wohltuend daher der Anbruch des Morgens, an dem es in aller Frühe weiterging. Zunächst ein Abstecher auf die Höhe, zu einer erhabenen Erinnerung aus der Kreuzfahrerzeit, sprechender noch als Mauern und Türme von Banjas. Denn außer dem, was die Kreuzfahrer in dieser Gegend ausgerichtet, ist über Spuren Christi hier weit und breit nicht viel zu sagen. Ein Denkmal aus

---

[1]) Mark. 9, 2—8.

frühen christlichen Jahrhunderten, das in Paneas entdeckt wurde, hat einst Anlaß zu der Sage gegeben, daß das blutflüssige Weib des Evangeliums hier seine Heimat gehabt, ja hier durch Jesus geheilt worden sei. Seit dem vierten Jahrhundert war Paneas Sitz eines christlichen Bischofs. Das ist alles, was wir bis auf die Zeit der Kreuzfahrer wissen. Und auch aus dieser sind es vor allem Kämpfe und Bauten, von denen uns berichtet wird. Die Kämpfe und Bauten aber haben ihren Mittel- und Höhepunkt, daß ich so sage, in dem Schloß Kal'at-es-Subēbe, das unser nächstes Ziel war, gehabt. Es ist die besterhaltene Burg des ganzen Landes und liegt über 400 Meter hoch über Banjas, ein mühseliger Weg auf den üblichen steilen Felsenpfaden führte uns in einer Stunde hinauf. Da oben ragt ein jäher einzelstehender Fels, nur von einer Seite, der Ostseite, her dem Kletterer zugänglich, an seinem Fuß eine Pflanzung schöner Ölbäume. Seine Oberfläche dehnt sich, von Osten nach Westen sich etwas senkend, 440 m weit, in nord-südlicher Richtung nur an beiden Enden etwa 100 m, sonst in noch geringerer Breite aus. Am Ostende hat einst die Citadelle gestanden, die durch einen in den Fels gehauenen (noch erkennbaren) Graben von der eigentlichen Festung getrennt war und die letzte Zuflucht der Belagerten zu bilden pflegte. An der Südseite sind noch Türme und Gewölbe erhalten: an ihren Spitzbogen erkennt man das Mittelalter, die Grundmauern scheinen älter zu sein. Hier haben die Kreuzfahrer von 1139—1165 (und schon einmal vorher vorübergehend) ihre Burg gehabt. Jetzt zeugen nur Trümmer von jener großen Zeit, und in die Trümmer hinein sind Hütten von den Landesbewohnern gebaut, auch große Zisternen sind vorhanden. Das Beste dort ist jetzt die umfassende Aussicht, vor allem auf den nahen Hermon mit seinen Spitzen und Schneeschluchten, über die Hochebene des Dscholan mit ihren Krater-Hügeln, auf der andern Seite hinab nach Banjas, über die Jordan-Ebene nach dem Hule-See und in das ganze westjordanische Bergland. Fern im

Nordwesten grüßen die Türme eines anderen am Leontes gelegenen Schlosses herüber. Man sieht deutlich, wie diese Burg die hier vorübergehende Hauptstraße von Damaskus nach dem Westjordanlande, vor allem nach Tyrus und Sidon hin, beherrscht, und wie wichtig dieser Fels daher zu allen Zeiten gewesen sein muß. Und jetzt ein Platz ohne Bedeutung, nur Trümmer einer großen Vergangenheit!

War hier vielleicht die Stätte der Verklärung Christi? Unmöglich wäre es nicht, wenn wir auch nichts darüber sagen können. Herrlich geeignet würde der Platz sein und den Ausruf des Petrus begreiflich machen: „Hier ist gut sein.“[1]) Ja, daß Christus verklärt würde über Cäsarea Philippi, mit dem sein heiliger Name so innig verbunden ist, über Banjas und seiner Umgebung, wo heute allenthalben nur der Tod (in jedem Sinne des Worts) wohnt! Mit diesem Wunsch und Gebet zog ich von dem Berge hinab; nicht wie weiland die Jünger unter dem Druck des zeitweilig geltenden Verbots, niemandem etwas zu sagen,[2]) sondern da Jesus längst von den Toten auferstanden ist, im Licht des für alle Zeiten gültigen Gebots: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Menschen!“[3]) Das ist mir wie der ganzen Christenheit gesagt, und es soll gelten!

---

[1]) Mark. 9, 5. [2]) Mark. 9, 9. [3]) Mark. 16, 15.

11. Der Jordan.[1])

Der Jordan, der einzige Fluß des heiligen Landes, der diesen Namen verdient, hat lange Zeit hindurch den Israeliten, als sie in das von Gott ihnen verheißene Land einziehen wollten, und noch drüben, östlich vom Flusse ihr Lager hatten, als ein schwer zu überwindendes Hindernis im Wege gelegen. Denn zwar ist an der Stelle des Lagers, zwei Stunden von Jericho entfernt, heutigestags eine der wenigen Jordanbrücken erbaut, während damals der Fluß an einer Furt überschritten werden mußte (solcher Furten gab es in jener Gegend etwa fünf). Gleichwohl war es für ein ganzes Volk mit Weibern und Kindern samt dem Vieh und allem Gerät keine leichte und ungefährliche Sache, den Jordan zu überschreiten. Um so mehr, als der Jordan auch an dieser Stelle nicht leicht zugängliche Ufer hat.

Das gilt von seinem ganzen Lauf. Denn der Jordan entspringt hoch im Norden des Landes, am Fuß des weitleuchtenden, schneebedeckten Hermon-Gebirges aus drei Quellflüssen. Sie rauschen und brausen dahin, ganz wie es einst der tiefbetrübte Psalmist malt, als er hier fern von der Heimat trauern und klagen mußte: „Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir; darum gedenke ich dein im Heimatland des Jordans und der Hermonberge. Deine Fluten rauschen daher, daß hie eine Tiefe und dort eine Tiefe brauset.“ Der eine der drei Quellflüsse, der westliche, hat außerhalb des heiligen Landes seinen Ursprung.

[1]) Vgl. Jos. 3, 9—17. Matth. 3.

Der zweite entsteht aus zwei sich bald vereinigenden kleinen Wasserarmen, die bei Dan ihren Ausgang nehmen, bei dem äußersten Nordpunkt des Landes Kanaan (woher es so oft heißt: „ganz Israel von Dan bis Beersebа"). Dort am Fuß der Höhe, auf der einst Dan gestanden, am Ufer des wasserreichen Quellbachs lagerte ich unter einer prächtigen, gewaltig breiten, selten dichten und schattenreichen Terebinthe, unmittelbar vor mir eine ebenso prächtige Eiche, und gedachte der alten Zeiten, wo hier oben Jerobeam das goldene Kalb aufgerichtet hatte. Noch weiter östlich entsteht aus unterirdischer Tiefe der dritte Quellarm des Jordans, bei dem heutigen Dorf Banjas, dem alten Cäsarea Philippi, in dessen Nähe Jesus einst an seine Jünger die entscheidenden Fragen tat: „Wer sagen die Leute, daß ich sei?" „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" — Alle drei Quellbäche vereinigen sich nach einer kurzen Strecke und durchziehen eine zwei Stunden breite sehr wasserreiche und fruchtbare Ebene bis an den Hule-See (gewöhnlich, aber mit Unrecht Merom-See genannt). Die ganze Gegend um den Jordan ist hier ein einziger großer Sumpf, mit einem undurchdringlichen, nur von Büffeln und zahlreichen Wasservögeln bewohnten Dickicht bedeckt. So ist es schon hier, in den Anfängen des Jordans, einfach unmöglich, an den Fluß heranzukommen oder gar ihn zu überschreiten: ja der ausgedehnte Sumpf geht allmählich und unmerklich in den Hule-See selbst über, der an seinem Teil ebenso unzugänglich ist und nur von den ihn umgebenden Höhen aus in seiner bescheidenen Größe überschaut werden kann. Wenn man dieses weite Gebiet im Norden des Hule-Sees der Kultur durch geregelte Entwässerung gewinnen wollte: es wäre ein leichtes, und eine wunderbare, paradiesisch fruchtbare Landschaft würde erstehen. So aber wohnen wenig abseits von den Sümpfen, am Fuß der niedrigen Westberge nur einfache Beduinen, die den zugänglichen Acker meist mit Gerste bebauen, genau so weit, als es für ihren Lebensunterhalt geboten scheint.

Kaum eine halbe Stunde südlich vom Hule-See führt eine Brücke, die zweite von oben her (die erste führt über den westlichen Quellfluß) über den Jordan. Sie heißt „Brücke der Töchter Jakobs" und ist seit alten Zeiten von Bedeutung gewesen, weil hier die uralte „Straße nach dem Meer", die via maris der Kreuzfahrer vorüberführt. Dies ist die Straße, die von Damaskus am See Gennezareth vorbei durch die Ebene Jesreel zum Mittelmeer geht, die schon den ägyptischen und assyrischen Königen als Heerstraße gedient hat; auf der einst auch Paulus den Weg nach Damaskus nahm; von der vor allem das Wort Jesajas gilt, daß „die Straße nach dem Meer, das Gelände am Jordan, der Bezirk der Heiden im Stamm Sebulon und Naphtali zu Ehren gebracht werden soll", worauf dann die Ankündigung des großen Davidsohnes Wunderbar, Rat, Kraft, Held folgt: was alles nach dem Evangelisten Matthäus in herrlicherer Weise durch das Auftreten Jesu in der Gegend am See Gennezareth und Jordan erfüllt ward.

Auf der ganzen Strecke zwischen Hule-See und Gennezareth-See ist der Jordan in engem Bett mit steinigem Boden zwischen hohe, steile Basalt-Wände eingeschlossen und fließt in rasend eilendem Lauf abwärts, bis er sich in den See Gennezareth ergießt. Da wir an ihm schon früher verweilten,[1]) so gehen wir alsbald am Südende des Sees weiter. Von hier ab hat der Fluß ein stark verändertes Aussehen. Denn er fließt nun durch die Mergelschichten eines breiteren Tals, das sich selten verengt, aber an mehreren Stellen bis zum Fuß der Berge im Osten und Westen bedeutend erweitert, namentlich je näher der Fluß seiner Einmündung ins Tote Meer kommt. Die hoch ragenden Uferwände bestehen meist aus gelblichem Lehm und geben dem Jordanwasser seine schmutzige Farbe. Die oberen Ränder sind mit Bäumen (besonders Weiden), Sträuchern, Schilf besetzt. Diese

[1]) S. S. 94 ff.

grüne Umgebung verdeckt fast überall das Wasser des Flusses, so daß der Jordan an den meisten Stellen weder aus der Nähe noch von hochgelegenen Aussichtspunkten der Ferne aus gesehen werden kann. Manchmal steigt bald hinter dem ersten Uferrand noch ein zweiter bis zu zwanzig Meter Höhe an. Darauf breitet sich zu beiden Seiten die eigentliche Ebene aus, im Alten Testament Araba genannt, eine völlig wüste Gegend mit nur wenigen fruchtbaren Stellen. Namentlich die letzte Strecke, einige Stunden vor dem Toten Meer, dort, wo die Israeliten vor der Überschreitung des Jordans lagerten, ist ohne jegliches Leben. Es kommt oft vor, nämlich in der Regenzeit, daß die das Jordanufer einsäumenden Bäume bis an den Gipfel unter Wasser stehen.

Eins ist nach dem allen klar: der Jordan war wegen seiner eigentümlichen, kaum zugänglichen Ufer wie dazu geschaffen, die Grenze eines Landes zu bilden und in alter Zeit Eindringlingen schwer zu überwindenden Widerstand entgegenzusetzen. Das haben die Israeliten gleich zu Anfang trotz der fünf Furten zwischen Hule-See und Gennezareth-See, trotz der fünfzig Furten zwischen Gennezareth-See und Totem Meer zu erfahren bekommen. Der Jordan stand lange, lange Zeit wie ein unübersteigliches Hindernis zwischen ihnen und dem ersehnten Lande Kanaan.

Aber wie es oft zu gehen pflegt, daß gerade Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich der Erlangung eines Gegenstandes in den Weg stellen, diesen nur um so begehrenswerter erscheinen lassen: so auch hier. Wieder und wieder, seit Jahren schauten die Israeliten auf den Jordan und das hinter ihm liegende unerreichbare Land und konnten nicht hineingelangen. Doch beteten sie fleißig zu Gott um eine Gelegenheit, und Gott bescherte ihnen die Gelegenheit, als *seine* Stunde gekommen war. Bei der oben geschilderten eigentümlichen Beschaffenheit der Umgebungen des Jordanbettes kommt es vor, daß bei hochsteigendem Wasser die erdigen Massen des Ufers unterspült werden und dann wohl plötzlich einmal zusammenbrechen und das ganze Flußbett für

viele Stunden unterbrechen. Der Fluß wird dadurch gezwungen, sich ein neues Bett zu suchen; aber bis dies geschehen ist, ist für eine Weile das alte Flußbett ausgetrocknet. So geschah es auch einmal zu jener Zeit, so daß Israel den Jordan trockenen Fußes durchschreiten konnte: das Wasser wurde viele Stunden weit oberhalb der Übergangsstelle aufgehalten, bei der Stadt Adam in der Nähe von Zarthan, wie der Josua-Bericht sagt, und diese günstige Gelegenheit benutzte Israel, um über den Jordan zu gehen. Da möchte jemand sagen: Israel hat hier großes Glück gehabt. Andere urteilen vielleicht: das ist Zufall gewesen. Israel dachte darüber anders. Allezeit hat es in der Austrocknung des Jordans Gottes Hand erkannt und die glückliche Durchschreitung des Jordans als ein Wunder erkannt und Gott dafür hochgepriesen.

Fortan war der Jordan die Grenze israelitischen Gebiets und er ist es allezeit geblieben. Daß Ruben, Gad und ein Teil von Manasse jenseit des Jordans wohnten oder nach Vollendung der Eroberung des Landes dorthin zurückkehrten, das war eigentlich gegen die Absichten Moses und hat zu manchem Verdruß geführt. Wenn uns erzählt wird, daß jene Bewohner des Ostjordanlandes vor ihrem Übergang über den Fluß am Westufer einen großen, schönen Altar errichtet hätten, um damit zu bezeugen, daß sie auch ferner Anspruch auf Teilnahme an Israels Gottesdienst hätten und der Jordan sie nicht vom übrigen Israel scheiden solle: so hat in der Tat alles, was je östlich vom Jordan lag, doch nicht, wenigstens nie auf die Dauer zu Israel gehört. Der Jordan war die natürliche Grenze des heiligen Landes, und er war dazu nach seiner ganzen Beschaffenheit, wie wir sahen, aufs beste geeignet. Der erste Übergang über den Jordan war in Israels Geschichte ein großes Ereignis. Daher wurde es stets betont und beklagt, daß Mose, der Gottesmann, nicht hatte über den Jordan gehen dürfen. Umgekehrt ward dem Volke immer wieder in feierlicher Ermahnung die große Gottestat

ins Gedächtnis gerufen: „Israel, du gehst heute über den Jordan, das Land einzunehmen, das euch der Herr euer Gott gegeben hat.“ Ja schon der Erzvater Jakob hat den Übergang über den Jordan hin und zurück als den Wendepunkt seiner Wanderschaft und seines Lebens angeschaut, wenn er in angstvoller Stunde das Gebet zu Gott emporsendet: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast; denn ich hatte nicht mehr als diesen Stab, als ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden.“ Wie tief das Bewußtsein von der Jordangrenze als der eigentlichen und Hauptgrenze des Landes Israel eingeprägt war, zeigen die gebräuchlichen Wendungen: diesseit und jenseit des Jordans; zeigt die große Klage, welche über dem Begräbnis Jakobs jenseit des Jordans von Joseph und den übrigen Angehörigen gehalten wurde, weil damals der Zugang zum eigentlichen Kanaan noch nicht offen stand; zeigt die feierlich-dankbare Erinnerung des Psalmisten: „Da wandte sich der Jordan zurück. Was war dir, du Jordan, daß du dich zurückwandtest? Es geschah vor dem Herrn, dem Gott Jakobs!“

Der Jordan war Israels Grenze: eine Reihe von Stämmen wie Juda, Benjamin, Ephraim, Manasse und andere reichten mit ihrem Gebiet bis an den Fluß heran. Im übrigen war er und ist er freilich völlig unbrauchbar: weder für Schiffahrt geeignet noch mit Fischreichtum gesegnet. Wohl gibt es an den Ufern des Jordans fruchtbare Stätten, aber ihre Fruchtbarkeit hängt nicht am Jordan. Schon Lot erwählte die fruchtbare Gegend in der Jordan-Aue, die Gegend von Jericho und weiterhin, als er sich von Abraham schied. Die Pracht des Jordans, den üppigen Pflanzenwuchs an seinen Ufern preisen oftmals die Propheten und erzählen von dem dortigen Dickicht, wo Löwen wohnten und (auch heute noch vereinzelt) Pantertiere auftraten. Mit Bezug auf diese Gefährlichkeit der Jordan-Gegend mußte sich Jeremia von seinem Gott erinnern lassen: „Willst du schon im friedlichen

Lande fliehen, was willst du erst in der Pracht des Jordans machen?“ Immerhin war diese Fruchtbarkeit auf vereinzelte Stellen, außer der Jericho-Gegend vor allem auf die breite Ebene am Ostfuß der Berge Gilboas beschränkt. Im übrigen hat der Jordanfluß als solcher für Israel nie besondere Anziehungskraft gehabt noch haben können.

Im Gegenteil: die Jordangegend ist für Israel oft genug der Schauplatz von Kampf und Kampfesnot gewesen. Kaum war Jericho eingenommen, da nahmen die Moabiter den Israeliten die Stadt wieder weg, bis der Richter Ehud sein Volk von der Moabiter-Herrschaft befreite, indem er ihren König tötete: die Moabiter mußten über den Jordan flüchten, und ihrer viele wurden an der Furt über den Jordan, wo die Israeliten ihnen auflauerten, erschlagen. Als später der Richter Gideon die Midianiter, die gleichfalls vom Ostjordanland eingebrochen waren, besiegt hatte und über den Jordan verfolgte, gab es dort Zwistigkeiten mit den Männern von Ephraim, die auf Gideons Sieg eifersüchtig waren. Nicht anders zur Zeit Jephthas, als er die Ammoniter niedergerungen hatte: damals mußte Jephtha sogar wider Ephraim, das in sein ostjordanisches Gebiet vorgedrungen war, streiten und sie über den Jordan zurückjagen. Die Flüchtlinge wurden von Jephthas Leuten an den Jordanfurten ihres Gebiets festgehalten und mußten auf Verlangen das Wort „Schibboleth“ sprechen. Konnten sie das als Ephraimiten nicht und sagten dafür Sibboleth, so wurden sie erschlagen. In der Zeit der Philisternot mußten die Israeliten vor dem Feind bis über den Jordan flüchten. In dem Kriege, den David mit Sauls Sohn um die Königsherrschaft führte, flüchtete der Feldhauptmann Abner nach der Schlacht bei Gibeon durchs Jordantal und zog über den Jordan in die jenseitige Hauptstadt Mahanaim. David stritt wider die Syrer und trat ihnen, nachdem er über den Jordan gezogen war, jenseit des Flusses entgegen und besiegte sie, die als Bundesgenossen der Ammoniter aufgetreten

waren. Später mußte derselbe David auf der Flucht vor seinem Sohne Absalom über den Jordan gehen und war froh, als er die Seinen alle glücklich hinübergebracht und die einstige Hauptstadt seines Feindes, Mahanaim, erreicht hatte: denn unmittelbar hinter ihm zog Absalom mit dem feindlichen Heer über denselben Jordan, seinem Vater David nach, mit ihm um die Königskrone zu kämpfen. Die Schlacht war vorüber, der Sieg gewonnen: da durfte David wieder über den Jordan in sein Reich zurückkehren. Am Jordan begegneten ihm die Männer Judas, um den König als ihren Stammgenossen zu grüßen und in feierlichem Geleit über den Jordan in die Heimat zurückzuführen. Auch Simei, der David auf der Flucht geschmäht hatte, stellte sich hier demütig ein und bat um Vergebung seiner Missetat. Bis an den Jordan hatte den König der treue, achtzigjährige Barsillai geleitet, nachdem er als Mann von großem Vermögen ihn zu Mahanaim versorgt hatte. Als der dankbare König ihn zum Lohn für seine Treue mit nach Jerusalem nehmen wollte, lehnte Barsillai ehrerbietig ab und bat um die Gnade, in seiner Heimat sterben zu dürfen, die ihm auch gewährt wurde. Zuletzt aber entstand, noch am Jordan, zwischen dem Stamm Juda und dem übrigen Israel Streit, so daß nur Juda dem Könige treu verblieb und ihn vom Jordan bis nach Jerusalem geleitete, während das übrige Israel aufs neue sich empörte, schon am Jordan den König verließ und aufs neue unterworfen werden mußte. Auch die unglückselige Volkszählung, die auf Davids Befehl gegen Gottes Willen von Joab ausgeführt wurde, begann mit dem Übergang über den Jordan: im Ostjordanland wurde das Werk begonnen. Einmal auch hat der Jordan den Helden Davids eine schwere Probe auferlegt: denn sie mußten ihn in den Tagen der Ernte, als er über beide Ufer getreten war,[1]) überschreiten, um sich zu ihrem König durchzuschlagen. Wir überspringen rund ein Jahrtausend

[1]) Diese Zeit war in Israel sprichwörtlich, Jesus Sirach vergleicht mit der Wasserfülle des Jordans zur Erntezeit den Reichtum des Gesetzes (24, 26).

und kommen in die Makkabäerzeit, wo der Jordan gleichfalls manchen Kampf der jüdischen Vaterlandverteidiger gegen den syrischen Feind geschaut hat. Einmal war Jonathan nicht weit vom Toten Meer an eine Stelle, wo außer dem Jordan sumpfiger und mit Gehölz bestandener Boden sein Heer bedrohte, geraten und wußte sich nicht anders zu retten, als indem er sich kühnes Muts durch die Reihen der Feinde durchschlug und mit seinen Kriegern den Jordan überschritt, was die Feinde ihm nicht nachzutun wagten.

Allein größere Herrlichkeit als in Kämpfen und Schlachten hat der Jordan gewonnen, als er den Werken des Friedens diente, ja auf mancherlei Weise dem Reiche Gottes eine Stätte auf Erden bereiten half. Denn in der Jordan-Aue besaß König Salomo eine Erzgießerei, wo die Tempelgeräte in Formen von Tonerde gegossen wurden. Am Bache Krith, der zum Jordan hinfließt, fand der Prophet Elia eine Zufluchtstätte vor der Verfolgung seines Königs Ahab: dorthin brachten ihm die Raben abends und morgens Brot und Fleisch, und er trank vom Wasser des Bachs. Durch den Jordan nahm derselbe Prophet seinen Weg mit Elisa, indem er den Fluß mit seinem Mantel schlug, so daß sie trockenen Fußes hindurchschreiten konnten, und Elia ward drüben von einem feurigen Wagen mit feurigen Rossen im Wetter von Gott gen Himmel geholt. Sein Nachfolger Elisa, der auf dieselbe Weise wie sein Meister über den Jordan zurückging, gab dem syrischen Feldhauptmann Naeman, der von seinem Aussatz geheilt sein wollte, die Weisung, siebenmal in das Wasser des Jordans zu tauchen: da ward Naeman vom Aussatz geheilt und bekannte, daß kein Gott ist in allen Landen außer in Israel. Am Jordan ließ Elisa von seinen Jüngern Bäume fällen und für sie Wohnungen bauen. Nach dem Jordan flohen gemäß Elisas Wort die Syrer, die Samaria belagert hatten, und füllten auf ihrer eiligen Flucht den Weg bis zum Jordan mit weggeworfenen Waffen und Kleidern: da hatte Israel wieder Ruhe vor seinen Feinden.

Doch seine größten Tage sah der Jordan, als an seinem Ufer Johannes der Täufer auftrat und predigte: „Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen;“ als Johannes im Wasser des Jordans taufte, zur Vergebung der Sünden; als gar der Gottessohn Jesus selber im Jordan sich taufen ließ und darauf sein Heilandamt antrat, zu dem er von seinem himmlischen Vater im Jordanwasser eingesetzt und eingesegnet worden war mit der Stimme vom Himmel: „dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Seitdem hat Jesus sein Heilandamt diesseit und jenseit des Jordans geführt, und von diesseit und jenseit des Jordans folgte ihm allezeit viel Volks nach, so daß jetzt in Wahrheit die Jordangrenze aufgehoben schien, wie denn im Himmelreich alle Grenzen hinfallen.

Fortan gehört der Jordan zu den heiligen Stätten, die Gott selbst für sein Volk geweiht hat. An den Jordan und die Jordantaufe Jesu knüpft die christliche Taufe an, die wir empfangen haben und die wir unseren Kindern zuteil werden lassen, ein Sinnbild der ewigen Güter und Gnaden, die der ewig reiche Gott uns von Ewigkeit her zugedacht und an der Eingangspforte unseres Lebens uns in den Schoß gelegt hat. So verstehen wir, wie seit dem Beginn des christlichen Zeitalters ungezählte Tausende in Kraft heiliger Erinnerung zur Taufstelle im Jordan gewallfahrtet sind, wie noch heute zahlreiche Pilger der morgenländischen Kirchen zur Osterzeit im Jordan ein feierliches Bad nehmen, wie Christen aller Art Jordanwasser mit in die Heimat nehmen und (so auch unser Kaiserhaus) mit Jordanwasser die Kindlein taufen lassen: freilich ohne den mannigfachen Aberglauben, der sich an das Jordanwasser gehängt hat, billigen oder gar teilen zu wollen. Ich wenigstens habe angesichts des Aberglaubens, wie er mir an der Taufstelle des Jordans entgegentrat, mit Bewußtsein es abgewiesen und vermieden, auch nur einen Tropfen Jordanwasser mitzunehmen und nach Hause zu bringen, weil ich meinte, auch allen falschen Schein und Anlaß zum Aberglauben aus Liebe zu meinen Mitchristen meiden

zu sollen. Viel lieber gedachte ich am Jordan der schönen altchristlichen Legende von Christophorus, die sich in der Gegend der Taufstelle zugetragen haben soll: wie jener Riese, der nur dem Mächtigsten auf Erden untertan werden wollte, nach vielen vergeblichen Versuchen, diesen zu finden, endlich ein Kindlein durchs Wasser zu tragen hatte, das zu tragen ihm zu schwer wurde und das sich zuletzt als Christkind zu erkennen gab und seinem Träger die heilige Taufe erteilte; dies alles ein ungefüges Sinnbild für die ewige Wahrheit, daß der Dienst des Heilandes zwar für den, der den Heiland nicht kennt, unerträglich schwer sein muß, wie aller mit innerem Widerstreben getane Dienst; daß er aber leicht und selig wird für den, der dem Heiland ganz gehört, gemäß seinem Wort: „Nehmet auf euch mein Joch, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

Einem solchen Jordanfluß, wie Christophorus ihn durch Jesum kennen gelernt hat, gleicht unser Leben. Unter schwere Lasten gebeugt, durchschreiten wir den Strom, der uns von dem verheißenen ewigen Vaterland trennt, solange wir Jesum nicht kennen oder soweit wir ihn nicht bei uns haben. Aber sobald Jesus sich uns kundgegeben hat und wir seiner gewiß geworden sind, ihn bei uns haben und in uns tragen, dann trägt sich alle Last des Lebens leicht, bis wir sie am letzten Ruheabend unseres Lebens für immer ablegen dürfen.

So weit also hat uns der Jordan, der Fluß des heiligen Landes, geführt. Der Jordan, Kanaans natürliche und starke Grenze, nur an wenigen Stellen von wunderbarer Fruchtbarkeit umgeben, sonst der Zeuge vieler und blutiger Kämpfe in allen Zeitaltern, er ist seit dem Durchzug Israels bis hin zu dem Herrn Jesus Christus eine Stätte reichen Gottesheils gewesen. Des sind wir gerne eingedenk. Dafür preisen wir Gott hoch und bitten ihn, uns durch den Jordan unseres Lebens mit seinen Gefahren kraft seines Beistandes, die alle Gefahren überwindet, ins himmlische Kanaan zu bringen.

12. Jericho.

Jericho, eine Stadt, in der auch einst Jesus war, wollen wir zuletzt noch besuchen. Die Stadt ist von Jerusalem aus, von wo ich sie besuchte, nur auf einem weiten, ebenso beschwerlichen wie gefährlichen Wege, zu erreichen. Der Weg führt um den Ölberg herum, an Bethanien vorbei durch die Wüste, eine menschenleere Gegend, bald in langen Windungen steil abwärts zum Apostelbrunnen, der einzigen Quelle mit Trinkwasser auf dem sechsstündigen Wege. Hier hat ohne Frage auch Jesus, so oft er mit den Aposteln die Wanderung zwischen Jerusalem und Jericho machte, gerastet und einen Labetrunk genommen: davon trägt der Brunnen seinen Namen. Weiter geht es, den Blick immer auf die ringsum liegenden Höhen der Bergwüste gerichtet, im Vordergrunde die Berge Moabs hinter dem Toten Meer und dem Jordantal, allmählich abwärts, stellenweise über niedrige Paßhöhen, näher und näher dem Ziele. Lange Reihen von schwerbeladenen Kamelen, eins mit dem andern durch einen langen Strick verbunden, begegnen uns, von einem Führer zu Esel geleitet und getrieben. Etwa halbwegs stoßen wir auf eine Herberge, mit dem Namen des barmherzigen Samariters genannt: seine Geschichte soll sich in dieser öden, kahlen, steinigen Gegend zugetragen haben. Noch heute ist hier kein Reisender, der sich nicht in den besonderen Schutz der umherschweifenden Beduinen begibt, vor Überfall sicher. Wehe dem Pilger, der sich etwa von seiner Gesellschaft verirrt oder trennt: er darf sicher sein, alsbald

von einem Schwarm hinter einem Bergvorsprung versteckter Räuber überfallen und ausgeplündert zu werden — ganz wie es Jesus im Gleichnis beschreibt: „es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.“ Welche Wohltat ist es in einer solchen Gegend, wenn allmählich sich Spuren des ersten Grüns zeigen, obwohl es noch recht bescheiden aussieht und gerade nur zum Futter für Schafe und Ziegen ausreicht. Je näher wir Jericho kommen, um so schlechter wird die Straße, so daß wegen des unebenen, felsigen Bodens und der übergroßen Steilheit die Reisenden den Wagen verlassen, von ihren Tieren absteigen müssen. Und doch, wie golden ist der Weg, eine breite Fahrstraße, gegen frühere Zustände, die erst einige Jahrzehnte zurückliegen, wo nur ein Fußpfad, vielfach an jähem Abhang entlang, die Verbindung zwischen Jerusalem und Jericho bildete. Immer niedriger erscheinen jetzt die Berge. Und doch, so oft ich denke, daß jetzt die Ebene beginne, dann erscheinen wieder neue kahle Höhenzüge, bis endlich, endlich die weite Ebene des Jordantals sich vor mir ausbreitet und ich erst unendliches Gestrüpp, das bis zu einem Meter hoch auf allen Seiten die Ebene bedeckt, erblicke. Bald aber wird es anders. Ich sehe Jericho vor mir, inmitten von üppig-fruchtbarem Grün gelegen. Wahrhaftig, ein Garten Gottes, von der durchmessenen Wüstenstrecke verschieden wie der Tag von der Nacht. Genau tausend Meter bin ich von Jerusalem her abwärts gestiegen und habe kaum noch zwei Stunden bis zum Jordan vor mir.

Da drüben hat einst lange Zeit das Lager der Israeliten gestanden. Jenseit des Jordans, gegenüber Jericho, lagerten sie in den Gefilden Moabs, als Bileam kam und sie sah, als er fluchen wollte und segnen mußte. Hier ward, als im letzten Lager vor dem Übergang nach Kanaan, die zweite Zählung des Volks gehalten (die erste war beim Antritt der Wüstenwanderung

geschehen). Von hier aus wurden viele Kriegszüge in die Umgegend gemacht. Hier erhielten die Stämme Ruben, Gad und halb Manasse ihre ostjordanischen Wohnsitze zugeteilt. Hier wurden die Pläne zur Eroberung des Landes Kanaan geschmiedet. Hier, östlich von Jericho liegt der Berg Nebo oder die Spitze Pisga, von wo aus Mose vor seinem Abscheiden das Gelobte Land schaute und die Ebene der Palmenstadt Jericho unmittelbar vor sich hatte.

Lange Zeit haben die Israeliten aus der Ferne Jericho und seine fruchtbare Umgebung vor Augen gehabt und mit sehnsuchtvollen, begehrlichen Blicken hinübergeschaut. Das mußte ja lohnen, Jericho gewinnen und mit ihm die fruchtbarste Gegend des ganzen Landes, die durch Palmen, Balsamstauden und reiche Gärten zu allen Zeiten berühmt war und den Namen Jericho, der als „guter Duft" gedeutet wird, mit Recht trägt. Sehnsüchtiger kaum kann ein Christ ausschauen nach der vollkommenen, ewigen Stadt, nach seiner himmlischen Heimat, solange er in dieser Erdenwüste mit ihren Entbehrungen und Anfechtungen wallt, als Israel lange Zeit hindurch immer wieder über den Jordan hinüber nach Jericho schaute, bis es ihm endlich gelang, die Stadt zu gewinnen. Daß er sie wirklich gewonnen hat, erschien dem Volk immer als eins der größten Gotteswunder, ein Wunder, so groß wie die Durchschreitung des Jordans und fast so groß wie der glückliche Durchzug durchs Rote Meer. Erst der Engel Gottes mußte Josua auffordern und durch ihn das Kriegsheer ermutigen, daß es den Angriff auf die reiche Stadt, in der Gold und Silber, babylonische Mäntel und andere Kostbarkeiten heimisch waren, wagte.

Der Angriff war gelungen, die Eroberung vollendet: Israel hatte einen Stützpunkt für weiteres Vordringen erlangt und schlug für lange Zeit ein festes Lager in der Nähe Jerichos, bei Gilgal auf. Der Fall Jerichos machte auf die übrigen festen Städte des Landes tiefen Eindruck. Für alle, die Josua in der Folge-

zeit eroberte, heißt es immer wieder: „Er tat ihnen, wie er Jericho und ihrem Könige getan hatte.“ Die Stadt Jericho aber war bald wiederhergestellt und wurde dem Stamm Benjamin zuteil, an den nicht weit nördlich von Jericho die Grenze Ephraims stieß.

Seitdem hat Jericho mannigfaltige Schicksale gehabt: es ist noch öfter erobert und zerstört, aber immer wieder neu und schöner aufgebaut worden. Kaum hatte Israel das Lager von Jericho verlassen (und als die letzten, wie es scheint, auch die Verwandten Moses, eine starke, weitverzweigte Familie, von der Palmenstadt Jericho her sich Juda angeschlossen, um sein Stammgebiet im Süden des Landes mit erobern zu helfen), als der Moabiter-König Eglon Jericho besetzte und eine Weile Herr in ihr blieb. Bald ward er wieder verdrängt. Zu Davids Zeit war Jericho eine bedeutende Stadt. Unter Ahabs Regierung baute ein Mann aus Bethel die Stadt aus und verstärkte ihre Befestigungen, wobei er zu Anfang der Arbeit seinen ältesten Sohn, an ihrem Ende seinen jüngsten verlor: wir wissen nicht bestimmt, ob damit ein zweimaliger Unglücksfall angedeutet wird, oder ob er etwa (was fast wahrscheinlicher) einer grausigen Kanaaniter-Sitte folgend seine Söhne geopfert hat, um dadurch nach einem abergläubischen Wahn (dessen Spuren bis auf den heutigen Tag im heiligen Lande nicht getilgt sind) seiner Bauarbeit den Bestand zu sichern. Ob später Nebukadnezar mit Jerusalem auch Jericho zerstört hat, wissen wir auch nicht: doch ist es mehr als wahrscheinlich. Jedenfalls ist nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft Jericho aufs neue bewohnt gewesen, da die stattliche Zahl von 345 Männern Jerichos in die alte Heimat zurückkehrte, und die Männer Jerichos später, trotz des weiten und beschwerlichen Wegs, es sich nicht nehmen ließen, am Wiederaufbau der Mauern Jerusalems mit tätig zu sein. In der Makkabäer-Zeit wurde von den feindlichen Syrern Jericho aufs neue befestigt, bald aber von den Juden zurück-

gewonnen. Als Statthalter Jerichos und seiner Umgebung ward von dem regierenden Hohenpriester Simon sein Schwiegersohn Ptolemäus eingesetzt, der leider Jerichos Gedächtnis dadurch schändete, daß er in der Festung Dok, die zu Jericho gehörte, seinen Schwiegervater, als dieser in landesväterlicher Fürsorge auch Jericho aufsuchte, nebst seinen zwei Söhnen ermordete. Aber auch die Endzeit des Makkabäergeschlechts ist mit dem Namen Jericho aufs traurigste verbunden: hier fand die Schlacht zwischen den beiden feindlichen Brüdern Hyrkan und Aristobul statt, nach der der unglückliche, aber unfähige Hyrkan in die Burg Jerusalems flüchtete und dem ehrgeizigen, jüngeren Bruder sich ergeben mußte.

Doch die eigentliche Glanzzeit Jerichos, in dessen weitausgedehnte, prächtige Gärten inzwischen auch die Rose ihren Einzug gehalten hatte, begann (nicht damit, daß ein römischer Feldherr Jericho zur Hauptstadt eines Bezirks erhob, was nur wenige Jahre in Geltung blieb, sondern) damit, daß Herodes, derselbe, unter dessen Regierung unser hochgelobter Heiland geboren wurde, die Stadt von den Römern erwarb und aufs schönste ausbaute. Mit Palästen, Burg, Theater, Rennbahn und anderen Bauwerken geziert, ward sie des Königs Winterresidenz, in der viele seiner schändlichen Werke geplant, zum Teil auch ausgeführt wurden, in der auch Herodes, immer noch schauerlicher Pläne voll, den Tod fand. Er hat die Stadt weit nach Süden hin ausgedehnt, sein Sohn Archelaus hat die Bauten fortgesetzt, doch nur damit sie nach wenigen Jahrzehnten trotz der römischen Besatzung, die ihr als einer der zehn Bezirkshauptstädte von Judäa zuteil wurde, zugleich mit Jerusalem durch die Römer unter Titus ihr Ende fände.

Aber wieder wurde Jericho aufgebaut, diesmal als christliche Bischofstadt. Kaiser Justinian hat in ihr sogar eine christliche Kirche und eine Herberge erbaut. Doch ging dies alles wieder zugrunde, als die Perser und gleich nach ihnen die Araber die

Stadt zerstörten. Damals sind auch die stundenweit ausgedehnten Palmenwälder, die Herodes von Jericho nach Norden hin erweitert hatte, für immer zugrunde gegangen, so daß vor zwanzig Jahren gerade noch der Stumpf einer einzigen Palme bei Jericho erkennbar war. Mehrere hundert Jahre später kamen christliche Bauherren, die Kreuzfahrer, und gründeten wieder ein Jericho, wiesen auch die reichen Einnahmen der Stadt und ihrer Umgebung der Kirche des Heiligen Grabes in Jerusalem zu. Damals war es durch Anpflanzung von Zuckerrohr und Baumwollstauden bald wieder aufgeblüht. Allein die türkische Mißwirtschaft seit Beginn der Neuzeit brachte auch Jericho so herunter, daß es bis auf den heutigen Tag ein ärmliches Dorf mit wenigen elenden Hütten geblieben ist. Erst seit wenigen Jahren, vor allem seit der Sultan und nach dem 24. Juli 1908 der Staat die Umgebungen des Jordans an sich genommen hat, blüht auch die Kultur der Umgebung von Jericho allmählich wieder auf. Heutzutage finden wir in Jericho außer den Hütten der Eingeborenen auch ein einfaches Regierungsgebäude, dazu ein griechisches Kirchlein mit Kloster, ein prächtiges russisches Hospiz mit der weihevollstolzen Aufschrift: „Geistliches Missionshaus," endlich mehrere europäisch eingerichtete Gasthäuser. An die Vergangenheit erinnert nichts weiter als ein verfallener Turm aus der Zeit der Kreuzfahrer. Allein unverändert seit Josuas Zeiten bis auf den heutigen Tag ist die Fruchtbarkeit der Oase bei Jericho, die erst jüngst wieder recht zu Ehren gekommen ist. Wohl eine Stunde lang und halb so breit verdankt sie ihre übergroße Fruchtbarkeit drei Quellen, von denen wenigstens die eine, die wichtigste, mit Namen genannt sein mag: die Sultans- oder Elisa-Quelle, auf die wir zurückkommen werden. Daher prangen heutzutage in dieser Ebene wieder Bäume in üppiger Fülle und dichtestem Laubschmuck: Orangen-, Feigenbäume, Pappeln, Weiden, Tamarisken, Maulbeerbäume, Dattelpalmen und andere mehr. In den letzten Jahren hat man auch wieder Cypern (Stauden, aus

denen das Färbemittel Henna hergestellt wird),[1]) ebenso echte Rosen[2]) mit Erfolg gepflanzt. Nicht minder gedeihen wild Rizinusstauden (auch in Gärten, z. B. beim Jordan-Hotel sah ich solche), Balsam- und Dohnstauden (die Früchte der letzteren werden auf dem Markt zu Jerusalem als Leckerbissen verkauft). Vor 1907 gab es nicht mehr als zehn Palmen, d. h. genau so viel wie in Jerusalem: seitdem sind ihrer Tausende neu gepflanzt worden und scheinen bisher gut durchzukommen, so daß Hoffnung ist, Jericho werde noch wieder eine „Palmenstadt" werden wie vor alters. Und wer weiß, was noch hinzukommen mag, welche Zukunft der Stadt noch einmal beschieden sein wird.

Denn bisher ist Jericho noch immer wieder aus seinen Trümmern[3]) zu neuerem und schönerem Dasein erstanden und damit recht ein Vorbild für unser geistliches Leben geworden. Es geht ja nicht anders zu, als daß immer wieder, wenn wir im inneren Leben eine gewisse Höhe erreicht zu haben meinen, ein Rückschlag erfolgt und plötzlich unser so sicherer Besitz, unsere schönsten und berechtigtsten Hoffnungen zertrümmert werden. Aber darum nur nicht verzagt: auch aus den Trümmern baut unser

---

[1]) Aus den zerriebenen Blättern wird nämlich ein Pulver (Henna) gewonnen, das zum Rotfärben von Haar, Bart, Nägeln, Handinnerem, Fußsohlen usw. dient und im Handel sehr beliebt ist. Die Cyper kommt in Palästina sonst nur in Engedi am Toten Meere vor.

[2]) Die sogenannte „Rose von Jericho" ist ein Wüstengewächs und hat weder mit einer Rose noch mit Jericho etwas zu tun. Was Sirach (24, 14. 39, 13. 50, 8) meint, ist entweder der Oleander (auch Lorbeer-Rose genannt) oder noch wahrscheinlicher die wirkliche, echte Rose (s. o.).

[3]) Im Frühjahr 1907 und 1908 hat die Deutsche Orientgesellschaft durch Prof. Sellin aus Wien in Jericho Grabungen veranstalten lassen, die schon jetzt wichtige Ergebnisse gezeitigt haben. Nachdem nämlich die nur kurze Arbeit des Frühjahrs 1907 mit Sicherheit ergeben hatte, daß wirklich, wie man vermutet, bei der Sultansquelle die alte kanaanitische und israelitische Stadt gelegen hatte, brachten schon die ersten Tage der Grabungen von 1908 neue Bestätigung. Auf der Nordseite wurde die alte Stadtmauer gefunden, und zwar die vorisraelitische, kanaanitische. Es ist ein hochinteressanter Bau, wie noch keiner bisher gefunden wurde: die Basis bildet eine dicke Cyclopenmauer, die aus großen unbehauenen Steinen zusammengefügt ist. Ihre Außenseite verläuft oben schräge, unten etwas nach außen gewölbt. Die

Herrgott etwas Neues und Besseres auf, und die schönste Zukunft, die ewige, liegt ja erst noch vor uns. Zu ihr uns hinziehen zu helfen, muß auch Jericho an seinem Teil geeignet sein.

Denn Jericho war nicht bloß eine mächtige und fruchtbare Stadt, sondern es hat auch Männern Gottes und ihrem Zeugnis Raum gegeben. Aus der Zeit von Elia und Elisa — damals war Jericho, unter Ahabs Regierung, gerade neu ausgebaut worden — wissen wir, daß es Vereinigungen von prophetischen Männern in Jericho gab, die Elia auf dem Wege zu seiner Himmelfahrt sahen, die dem von Elias Himmelfahrt wiederkehrenden Elisa drei Tage gastliche Aufnahme gewährten, die dem Elisa bei dieser Gelegenheit die Klage über das schlechte Wasser ihres Brunnens vortrugen und die Freude hatten, daß Elisa ihnen ihr Wasser gesund machte. — Zur Erinnerung daran redet die dankbare Nachwelt noch heute, wie gesagt, von dem Elisabrunnen. Ehre jenen Männern, die in schwerer Zeit, als der Dienst und das Wort des wahren Gottes durch die Schuld des Königshauses Not litten, sich zusammenschlossen, um sich in dem heiligen Willen Gottes zu stärken und dem Volk in der Weise ihrer Zeit Zeugnis von dem allein wahren, erhabenen und mächtigen, heiligen und gewaltigen, aber auch liebenden und gütigen Gott zu geben. Weil er auf diesen Gott und seines Propheten, nämlich Jeremias, Stimme nicht gehört, mußte der letzte König in Juda, Zedekia, die Stadt Jerusalem in Nebukadnezars Hand fallen sehen und nach dem Fall der Stadt in die

---

Böschung ist glatt und wohlgefügt. Für diese Grundmauer sind Felsblöcke, zum Teil von gewaltiger Größe, bis zu 2 m Länge, verwendet. Die Mauer ist etwa 4 m hoch, die Freilegung bis auf den Felsgrund ist noch nicht beendet. Es mögen etwa 2 m in der Erde gesteckt und 2 m darüber hinausgeragt haben. Auf diese Steinmauer mit schiefer Böschung war dann die eigentliche senkrechte Mauer aus großen Lehmziegeln aufgesetzt, in einer Dicke von anscheinend 1½ m. Man darf weiteren Ergebnissen mit um so größerem Interesse entgegensehen, als die Absicht besteht, die ganze Stadt bloßzulegen, im Unterschied etwa von den Ausgrabungen bei Gezer, wo jedes untersuchte Stück aus bestimmten Gründen später wieder verschüttet wird.

Gefilde Jerichos flüchten, wo er von den babylonischen Kriegerscharen ergriffen ward, um vor den Großkönig geführt zu werden, der ihm ein grausames, aber gerechtes Urteil sprach. Wie anders dagegen jene Israeliten, die zur Zeit des Ahas viele Kriegsgefangene unter den Leuten von Juda gemacht hatten, aber auf die Vorstellungen eines Propheten die Landsleute wieder frei gaben und sie wohl versorgt nach Jericho, der Palmenstadt, ablieferten. Jericho selbst und die Art ihrer Gewinnung galten in Israel bis in ferne Zeiten als ein Beispiel dessen, was Menschen durch Vertrauen auf ihren Gott erreichen: daher ermahnt in den Makkabäerkämpfen der Feldherr seine Soldaten vor der Schlacht am wirksamsten durch die Erinnerung an die Eroberung Jerichos unter Josua, wo keine Kriegsmaschinen tätig gewesen seien und Gott dennoch Sieg verliehen habe. Auch der Hebräerbrief bezeugt: „Durch den Glauben fielen die Mauern Jerichos." An die große Vergangenheit Jerichos sind zu allen Zeiten die Festpilger erinnert worden, nicht minder die jüdischen, die in der Regel Jericho als letzte Station vor Jerusalem begrüßten, als die heutigen, namentlich die griechischen und russischen, die aus ihrem Lager bei Jericho zur Osterzeit an den Jordan zum Taufbad gehen und von dort nach Jericho zurückkehren.

Doch unter der Zahl dieser Festpilger ragt vor anderen einer hervor, der mitten inne zwischen der Zeit der jüdischen und der christlichen Festpilger auch einmal Jericho berührt hat, um von hier aus die letzte Tagereise seiner Todesfahrt nach Jerusalem anzutreten. Es ist Jesus; er, von dem schon ein alter Kirchenvater, als er auf Jericho zu sprechen kommt, mit Ehrfurcht bekennt, daß „unser Herr Jesus Christus die Stadt Jericho seiner persönlichen Gegenwart gewürdigt hat." Das ist doch das schönste Ruhmesblatt, der höchste Ehrenpreis, den Jerichos vieltausendjährige, wechselreiche Geschichte aufzuweisen hat, daß der Heiland Jericho besucht und sich ihr als Heiland erwiesen

hat. Das ist tausendmal mehr als all der äußere Glanz, der das damalige herodianische Jericho umstrahlte. Als Jesus Jericho nahte, da riefen Blinde am Wege ihn an: „Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich unser.“ Als da die Leute sie bedrohten, daß sie schweigen sollten, da ließen sie nicht nach, sondern riefen um so lauter: „Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich unser!“ Jesus aber machte um ihretwillen Halt und hieß sie zu sich führen und fragte sie: „Was soll ich euch tun?“ Sie sprachen: „Herr, wir möchten sehen können.“ Und der Heiland schenkte ihnen das Gesicht. — Aber er tat noch Größeres, als er in Jericho eingezogen war. In der Stadt wohnte der Oberzöllner Zachäus, der Jesus gern gesehen hätte, weil er des Heilandes bedurfte und Großes von ihm erwartete. So stieg er, teils weil er klein von Gestalt war, teils weil er (mehr oder weniger bewußt) sich vor ihm schämte, auf einen Maulbeerbaum, der leicht zu ersteigen ist, da seine Zweige nahe beieinander stehen und bis auf den Erdboden hinabreichen und der mit seinem dichten Laube leicht einen Menschen verbirgt. Allein das liebende Auge des Heilandes sah ihn dennoch — das Auge der Liebe sieht scharf, das Auge des Heilandes am schärfsten — und er rief zu ihm hinauf: „Zachäus, steig eilend hernieder, denn ich muß heute in deinem Hause einkehren.“ Da stieg Zachäus eilend hernieder und nahm Jesus mit Freuden auf. Und die Frucht des Besuches? Zachäus tat das Bekenntnis und Gelübde eines neuen Lebens: „Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wen ich betrogen habe, dem gebe ich es vierfältig wieder.“ Der Heiland aber setzt unter dies Bekenntnis und Gelübde sein göttliches Siegel: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, denn auch *er* ist Abrahams Sohn.“ Alsdann erzählte er für alle das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden, um allen das Bewußtsein von der Verantwortlichkeit für den Besitz seiner Gnadengegenwart tief einzuprägen. Damit verließ er Jericho und reiste nach Jerusalem hinauf. Das war Jesu Besuch in Jericho.

Mit diesem Besuch Jesu ist Jericho, die Stadt des beständigen Wechsels, auf die rechte, ewige Bahn gewiesen worden. Jericho war im Anfang für Israel eine langbegehrte, endlich gewonnene Stadt. Jericho ist eine oft zerstörte, doch immer wieder neu und schöner aufgebaute Stadt, eine Stadt, die Zeuge prophetischer Herrlichkeit und königlicher Schmach, Zeuge des höchsten Sehnens ungezählter Festpilger von vielen Jahrtausenden war. Aber indem Jericho die letzte Station auf der Todesstraße unseres Heilandes geworden ist, erinnert sie uns mit einer Macht und einem Nachdruck ohnegleichen daran, daß alle Fruchtbarkeit des Bodens, aller irdische Reichtum und äußere Pracht nichts ist gegen die Gnade, die von Gott zu uns durch Jesus kommt. Über allem irdischen Wechsel, der an Jericho hängt, steht in leuchtenden Buchstaben zu lesen: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit."

Altchristliche Sagen

über das Leben Jesu und der Apostel. Mit einem Anhang: **Jüdische Sagen über das Leben Jesu.** Auf Grund der apokryphischen Evangelien und Apostelgeschichten sowie des Talmud u. a. dargestellt von Pfarrer **Ludwig Couard.**

2. M., geb. 2,80 M.

Diese Schrift ist interessant für jedermann. Unter Ausscheidung alles gelehrten Stoffes werden darin die wichtigsten der in den apokryphischen Evangelien und Apostelgeschichten enthaltenen Erzählungen in fesselnder Weise dargeboten.

Soldaten der Bibel.

Von Pfarrer C. Reinicke.

2 M., geb. 2,80 M.

Soldaten der Bibel treten in diesem eigenartigen Büchlein in feiner, charaktervoller Zeichnung vor unser Auge. Das Alte wie das Neue Testament haben seine talentvollsten und bedeutendsten Kriegergestalten beigesteuert. Besonders interessant sind die Streiflichter, die dabei auf die Zeit- und vaterländische Geschichte fallen. Die Art der Darstellung ist keine streng biblische, sondern eine mehr die soldatischen, kriegerischen Eigenschaften hervorhebende. Sie ist deshalb sehr geeignet in militärischen Kreisen mehr als bisher Interesse für die Erzählungen der heiligen Schrift zu erwecken. Möchte das einzigartige Buch bei allen, die das edle deutsche Waffenhandwerk betreiben oder für Deutschlands Heer und Flotte ein warmes Herz haben, eine freundliche Aufnahme finden.

Über Friedhofskunst

sonst und jetzt.

Von Pastor **Johannes Bestmann** in Mölln.

Preis 1,20 M., geb. 1,60 M.

Zur Orientierung über diese interessante Schrift diene nachstehender **Inhalt:** Zum Geleit. — Heutiger Stand der Dinge. — Wie die Alten den Tod gebildet. — Das Bild des Todes in der christlichen Gräberwelt. — Das Bild am mittelalterlichen Grabmal. — Der Friedhof in der Reformationszeit. — Die Bilderwelt der Renaissancegräber. — Von dem babylonischen Stil in der Friedhofskunst des 19. Jahrh. — Anfänge einer neuen Friedhofskunst in Deutschland.

Jesus und die Menschen seiner Zeit.

Bilder aus Jesu Leben für unsere Tage von Pfr. Barthold, Müller, Schultz, Schumann, Stieb und Voigt; hrsg. von **Paul Cremer.**

6 M., geb. 7 M.

Inhalt: Jesus und der Täufer, die Heimatgenossen, Verwandten, Parteien, Jünger, Armen, Kranken, Gefallenen, Kinder, Heiden.

Mit Recht kann man unsre Zeit in wissenschaftlicher Beziehung eine Zeit der Kleinarbeit nennen. Unzählige geistige Arbeiter sind damit beschäftigt, nicht mehr wie früher ein umfassendes Problem als Ganzes aufzustellen, sondern jede Aufgabe in Einzeluntersuchungen zu zerlegen und dadurch der Forschung wesentliche Dienste zu leisten. Man kann aus diesen vielen Mosaiksteinchen ein Gesamtbild erstehen lassen, das in seinem Farbenreichtum auf mehr Geister und Gemüter einwirkt, als wenn es nur in einem Farbenton gehalten wäre.

Auch das vorliegende Buch soll ein solches Mosaiksteinchen sein. Es versucht darzustellen, wie Jesus während seines irdischen Wandels mit den verschiedenen Menschen seiner Zeit gelebt hat.

Von demselben Herausgeber erschien vor einem Jahr:

Der Meister.

Betrachtungen über einzelne Kapitel aus dem Leben Jesu in Beiträgen von Pfr. Golling, P. Dr. Reinhardt, Pfr. Schultz, Pfr. Schumann, Pfr. Schünemann und P. Wagner. Mit 8 Illustrationen. 5 M., geb. 6 M.

Was in diesem Buch geboten wird, ist eine erbauliche und reich aufs praktische Leben angewandte Darstellung des Lebens Jesu in seinen wichtigsten Momenten. Exegese und noch mehr Dogmatik treten zurück. So ist das ganze eine fruchtbare Lektüre für Laien, die tiefer in die Zusammenhänge der Schrift eindringen möchten, als Predigt und auch Bibelstunde es gewöhnlich tun. **Reichsbote.**

Seelenwanderung.

Von **Th. Traub**-Stuttgart. Preis 50 Pf.

Der Seelenwanderungsglaube spukt jetzt in nicht wenigen Köpfen, namentlich seit man geglaubt hat, mit buddhistischer und anderer orientalischer Weisheit Europa auffrischen zu müssen. Die zeitgemäße Arbeit, ein Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart" weist nach, warum der Glaube an eine Seelenwanderung abzuweisen ist.

Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01245 4015